Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur

Zweiter Jahrgang / Nummer 41 / Berlin, 9. Oktober 1908

Politisches Glossarium / Von Johannes W. Harnisch

Reporterpolitik. Ich meine nicht den Inbegriff der Kunstgriffe, die der Reporter bei der Ausübung seines Metiers anwendet. Ganz etwas anderes:

Der Reporter schätzt die Menschen nach der Anzahl von Neuigkeiten ein, die er von ihnen erfährt; insbesondere die Staatsmenschen („Staatsmänner" ist zu häufig Euphemismus). Herr Dernburg ist der Presse lieb und wert, weil er sich gern interviewen läßt und gar Briefe an Zeitungen schreibt. „Den dürfen wir nicht scharf anfassen, sonst schreibt er uns nicht wieder", meint der Chefredakteur. Der Laie kann gar nicht ermessen, welchen Einfluß auf die Behandlung der Staatsleitenden in der Presse ihre größere und geringere Bereitwilligkeit zur Erteilung von Informationen hat. Doch dies nebenbei. Die Gier nach Neuem, die dem Reporter berufsmäßig eigen ist, hat die ganze Presse infiziert. Werden irgendwelche neue Maßnahmen geplant, so wird, wenn eine unangemessen kurze Zeit verstrichen ist, auf die Regierung laut und leise, spöttelnd oder mit dem bekannten Brusttone gescholten, weil sie noch nicht kundgibt, was sie meist noch gar nicht kundgeben kann. Ueberflüssige Geheimniskrämereien kommen sicherlich oft genug vor, sind aber schließlich noch zu ertragen. Unerträglich aber, ein ganz unnützer Kräfteverbrauch wäre die fortwährende Beunruhigung der Oeffentlichkeit dadurch, daß ihr jedes unfertige Projekt, das vielleicht niemals über die Anfangsstadien bureaukratischer Behandlung hinaus gedeiht, unterbreitet würde.

Anwendungsfall: Jedermann weiß, daß zwischen den verbündeten Regierungen noch kein Einverständnis über die Einnahmenprojekte für die Reichsfinanzreform hergestellt ist. Weiß, daß die im Reichsschatzamt ausgearbeiteten Pläne im Bundesrate noch manche Modifikation, wenn nicht mehr, erfahren werden. Ernsthaft läßt sich zudem über Nutzen und Schaden eines Steuerprojektes erst dann reden, wenn es in allen wesentlichen Einzelheiten bekannt ist, und wenn ferner alle statistischen Unterlagen und doch auch die volkswirtschaftlichen Erwägungen, die zu ihnen führten, mitgeteilt wurden. Trotz alledem: Es wird geschimpft, weil die Steuerprojekte noch nicht mitgeteilt wurden. Das ist zunächst harmlos. Bleibt es aber nicht, weil erstens das ohnehin nicht glänzende politische Urteil des deutschen Bierspießers dadurch töricht beeinflußt wird; und weil zweitens die Regierenden dem Druck der neuigkeits- und artikelstofflüsternen Presse nachzugeben gedrängt werden; schon viel zu viel nachgeben. —

Reporterpolitik. Wir brauchen, damit die deutsche Politik mit der angemessenen Dosis menschlicher Schwächen ausgestattet sei, wirklich nicht noch diese Fehlerquelle künstlich zu erschließen.

*

Da wir gerade von der Reichsfinanzreform reden ... Man erzählte mir, ein östlicher Bürgermeister habe zur Durchbringung umfangreicher Projekte im Stadtparlament mit viel Glück einen bestimmten Trick angewendet. Er versah sie nämlich regelmäßig mit einer geradezu wahnsinnigen Einzelheit. So wahnsinnig, daß der übliche Stadtväterdurchschnittsintellekt den Wahnsinn sofort merkte und die Debatteredner sich sofort mit verbissenem Scharfsinne darauf stürzten. Der Bürgermeister verteidigte dann die angegriffene Einzelheit mit angemessen ernsten Sätzen, während die übrigen Magistratsmitglieder verstohlen grinsten. Und stundenlang wogte der Redekampf. Witz, Kenntnisse, Ironie, Zorn, Scharfsinn wurden aufgeboten, den Unsinn des Unsinns klarzulegen. Hatte das lange genug gedauert, war die Kraft der Stadtväter erschöpft, so erhob sich der Oberbürgermeister abermals und erklärte in angemessen ernsten Sätzen, sich vielen der so überzeugend vorgebrachten Argumente trotz einiger leichter Bedenken nicht verschließen zu können und die angegriffene Einzelheit aus dem Projekte zu streichen. Erleichtertes Aufatmen, Jubel, in den Armen liegen sich Beide. Der Rest der Debatte wurde dann in fünf Minuten erledigt und das ganze Projekt nun so, wie es der Oberbürgermeister haben wollte, mit erdrückender Mehrheit bewilligt ... Wie die entsprechende Einzelheit im Reichsfinanzreformentwurfe heißen würde? Ich möchte wetten: Gas- und Elektrizitätssteuer.

*

Wenn die berufsmäßige Neugier des Reporters auf ihrem Eigengebiete bleibt, hat sie viel Gutes. So verdanken wir ihr die wertvolle Kunde, daß der bisherige durchlauchtige Untersuchungsgefangene in der Charité sich über die letzte Mesalliance in seiner Familie schwer geärgert hat und Morphiuminjektionen bekam. (Was man bei einem gewohnheitsmäßigen Morphinisten vielleicht nicht allzu tragisch zu nehmen braucht.) Und die ungleich wertvollere Kunde: daß Herr Geritz, seines Zeichens Fürstlich Eulenburgscher Haushofmeister auf Liebenberg, mit dem untersuchungsgefangenen Fürsten zu trautem Geplauder Gelegenheit hatte. Ist es nicht doch ein bißchen ungewöhnlich? Herr Geritz, dessen Laufbahn — äußerlich — der des Fischers Ernst verblüffend gleicht, war doch, wenn irgend jemand, fähig, die Kollusion herbeizuführen, deren Verhinderung ausgesprochener Zweck dieser Untersuchungshaft war. In der Tat, die Beschlußkammer des Landgerichts II konnte ihren Beschluß, die Haft über Phili aufzuheben, überzeugend damit begründen, daß dieser alle möglichen Kollusionen im Verlaufe der Untersuchungshaft vorzunehmen reichlich Gelegenheit gehabt hätte, so daß er nunmehr ohne Gefahr freigelassen werden könne.

Uebrigens: ich kann die rechtsstehende Presse immer noch nicht ganz begreifen. Wie beweglich weiß sie über jeden rodomontierenden Quidam zu stöhnen, der die Staatsautorität „untergräbt". Sie sollte doch wissen, daß der geschickteste Demagog der Autorität des Staates nicht entfernt die Wunden schlagen kann, die dieser sich selbst beibringt, wenn er öffentlich sichtbar die Gesetze ungleichmäßig handhabt. (Das soll er

gefälligst im geheimen tun, zum Teufel hinein!) Algebraikern in der rechtsstehenden Presse empfehle ich das Exempel zur Ausrechnung: Wenn hundert sozialdemokratische Agitatoren der Partei einen Reichstagssitz verschaffen, wieviel Reichstagssitze verschafft den Sozialdemokraten dann die ungerecht begünstigende Behandlung des meineidigen Urnings Phili Eulenburg?

*

Harden schrieb einmal (lustig: der Artikel wurde später in der Moltke-Sache inkriminiert) einen Artikel mit dem Leitmotive: „Der Zustand der Omnipotenz des kaiserlichen Willens ist beinahe erreicht." An diesen Satz wurde ich jetzt wieder einmal erinnert, als ich vom neuen Unfall des „Parseval" las. Der Kaiser hatte, erfuhren wir, telegraphisch den Wunsch ausgesprochen, sich vom Parseval und dem Militärluftschiffe in Döberitz etwas vorfliegen zu lassen. Ueber Nacht trat ein Witterungsumschlag ein. Aus dem prachtvollen Wetter des Tages der Parsevaldauerfahrt wurde ein Wetter, das — nach dem sicherlich nicht heimtückischen Lokalanzeiger — böig und sehr ungeeignet (ich glaube, der Ausdruck war schärfer) für Ballonfahrten war. Dies neue Faktum dem Kaiser mitzuteilen, wagt niemand. Die Luftschiffer treten ihre Fahrt an. Sie riskieren ohne weiteres ihre Ballons und das Leben der ihnen anvertrauten Mannschaften, von denen mindestens der Chauffeur im „Parseval" und die Besatzung des Militärballons keinen freien Willensentschluß hatten.

Ich weiß nun nicht, ob der Unfall des „Parseval" auf die Witterung zurückzuführen ist. Soviel ist auch dem Laien einleuchtend, daß die ungünstige Witterung jede kleine Störung der komplizierten Maschine zur Katastrophe umgestalten konnte; vielleicht nach menschlicher Voraussicht: mußte. Trotzdem wagt niemand, dem Kaiser von den Schwierigkeiten, die die Elemente unerwartet der Erfüllung seines Wunsches entgegensetzen, Mitteilung zu machen. Der Zustand der Omnipotenz des kaiserlichen Willens ist eben beinahe erreicht. Nur die Elemente nehmen sich mitunter heraus, einen Strich durch die von zitternder Höflingshand ausgeschriebene Rechnung zu machen. (Nicht jeder Höfling bekleidet eine Hofcharge.)

Frage: Hat der Kaiser gewünscht, die beiden Ballons und das Leben der Menschen in ihnen zu gefährden? Antwort: Nein, er wollte die beiden Lenkballons manövrieren sehen und hatte, wie jeder Laie, keine Ahnung, daß die Natur sich dem widersetzte.

Anmerkung: Wenn ich Staatsanwalt wäre, würde ich jeden in Anklagezustand wegen Majestätsbeleidigung versetzen, der es nicht wagt, dem Kaiser ein seinen Wünschen entgegenstehendes, vernünftiges Bedenken auszusprechen. Denn er bekundet damit durch die Tat Ansichten über den Charakter des Kaisers, die schwer beleidigend sind.

*

Mit großer sittlicher Entrüstung wird zurzeit gegen die „Schönheitsabende" mobil gemacht, bei denen dem Publikum lebende Akte gezeigt werden. Ich bin über diese Schönheitsabende nur aus den Zeitungen informiert und weiß nicht, ob ihre Tendenzen so ideal sind, wie die Veranstalter erklären, oder so schamlos, wie ein Teil der tugendhaften Presse will. Das Problem dieser Nacktkultur wäre an sich lohnend genug zur Betrachtung. Hier soll es nur die Veranlassung zu einer in andere Richtung zielenden Glosse sein: Die „Kölnische Volkszeitung" zitiert mit lobender Zustimmung einen Satz

Richard Nordhausens in den „Münchener Neuesten Nachrichten"; er heißt: „Alle Entblößungen vor Tausenden, unter welchen Vorwänden sie immer geschehen, sind bislang geradezu urkundliche Beweise des Niedergangs gewesen." Und die „Kölnische Volkszeitung" fügt ihrerseits im weiteren hinzu: „Man fragt sich mit Entrüstung, wie so etwas unter den Augen der Behörden möglich ist", und fordert strikte Eingreifen der Polizei.

Sub specie aeternitatis: Wenn eine Kultur im Niedergang begriffen ist, kann sie durch energisches Eingreifen der Polizei gerettet werden. Sagt die „Kölnische Volkszeitung", sicherlich das klügste klerikale und überhaupt eins unserer klügsten politischen Organe. Das heißt: Rom wäre nicht zugrunde gegangen, wenn die Polizei die durchsichtigen koischen Gewänder für Lustknaben und -mädchen verboten hätte. Oder: Holland hätte seine Weltmachtstellung behalten, wenn man Rubens verboten hätte, seine kolossischen Nacktheiten zu malen. Eigentlich sollte man sich doch, wenn man eine Kultur verrottet meint, die Ursachen der Verrottung klarzulegen versuchen. Denn schließlich ist sie wohl nicht absolut gerettet, wenn man von der Polizei einige Symptome verbieten läßt. Wenn jemand Schwären am Leibe hat, so klebe man ein Pechpflaster darüber, das Duft und Anblick verschließt. Eisenbarthkuren. Nennt man so etwas nicht Eisenbarthkuren?

*

Ich werde mich demnächst einer möglichst radikalen Partei verschreiben. Es ist die leichteste Methode, ein Uebermensch zu werden. Einen plagen weder Skrupel noch Zweifel mehr.

Wenn sogar einem Manne wie Dernburg, der, alle Mängel zugegeben, sicherlich einigen Blick besitzt, sich trotz seiner freisinnig-vereinlerischen Vergangenheit schon nach ziemlich oberflächlicher Einfühlung in die südafrikanischen Verhältnisse als Wahrheit aufdrängt, daß für zu schaffende Selbstverwaltungskörper dort das Reichstagswahlrecht eine Unmöglichkeit sei, dann sollte man doch eigentlich zu dem Schlusse kommen, daß die Verhältnisse da offenbar sehr eigenartig liegen müssen. Daß man die Verhältnisse dort studieren müsse, um zu sehen, ob denn wirklich das allein seligmachende Reichstagswahlrecht dort nicht anwendbar ist. Aus dem „Berliner Tageblatt" ersehe ich, daß der radikalliberal Gesonnene das nicht nötig hat. Daraus, daß Dernburg das Reichstagswahlrecht in Südafrika nicht haben will (ich bemerke: nur daraus), folgert das Blatt: „Was Herr Dernburg in Südwestafrika erstrebt, das sind anscheinend nicht einmal preußische, sondern schon mecklenburgische Zustände."

Dabei fällt mir ein, wäre nicht vielleicht das untergehende Römerreich gerettet worden, wenn man ihm eine parlamentarische Verfassung mit allgemeinem, gleichem, geheimem und direktem Wahlrecht geschenkt hätte? Und: Wäre nicht Venezuela ein blühender Kulturstaat, wenn es das deutsche Reichstagswahlrecht hätte?

Mit einer geordneten Sittlichkeitspolizei kann man als Klerikaler, mit dem Reichstagswahlrecht als Linksliberaler jede politische und kulturelle Frage lösen. Da zuverlässige Untersuchungen darüber noch fehlen, welches Universalmittel leichter anzuwenden ist, weiß ich bisher noch nicht recht, ob ich mich dem Zentrum oder der demokratischen Vereinigung anschließen soll.

*

Zum sozialdemokratischen Parteitag sei eine Winzigkeit angemerkt, weil sie Symptom ist. Aehnlich wie der Kommabazillus Symptom (und Ursache) der Cholera (mit der ich die Sozialdemokratie nicht etwa zu vergleichen denke). Dr. David, einer der schärfsten Köpfe unter den Revisionisten, erklärte in der Budgetdebatte, die Abstimmung über das Budget sei die parlamentarisch schärfste Waffe einer politischen Partei; und er polemisierte gegen das Ansinnen, diese Waffe müßig in der Wandelhalle rosten zu lassen.

Lehrsatz: Die Revisionisten sind nicht so gefährlich wie die Radikalen. Beweis: Die Ziele beider sind gleich. Zur Erreichung des Zieles wenden die Revisionisten die schärfsten Kampfwaffen an. Die Radikalen lassen sie in der Wandelhalle. Folglich (folgert communis opinio) sind die Revisionisten weniger gefährlich als die Radikalen. Ich erlaube mir, bescheidentlich zu fragen: Wieso?

General Kuropatkins Memoiren

Fortsetzung

General Kuropatkin sagt, daß die Räumung der Provinz Mukden seitens russischer Truppen „plötzlich auf einen Befehl des Admirals Alexeieff unterbrochen wurde. Die Veranlassung zu diesem Verhalten ist bis zum heutigen Tage nicht genügend aufgeklärt worden." Folgendes Telegramm des Oberstleutnants Madritoff vom russischen Generalstab an Admiral Abaza, den persönlichen Vertreter des Zaren in St. Petersburg, mag die Sache etwas näher beleuchten.

1

An Admiral Abaza, Haus Nr. 50, Vassili Ostroff, St. Petersburg.

Unsere Unternehmungen im fernen Osten stoßen beständig auf den Widerstand des Dzan-Dzun in Mukden und des Taotai in Fengwangtscheng. Russische Offiziere sind als Kaufleute nach dem Osten gesandt worden, um sich mit der Gegend am Yalu bekannt zu machen und sie zu prüfen. Sie sind von Chunguien begleitet, die ich gemietet habe. Der Dzan-Dzun, im Gefühl, bald von russischer Vormundschaft befreit zu sein, ist außerordentlich unverschämt geworden. Er ist sogar soweit gegangen, Yuan zu befehlen, feindselig gegen russische Kaufleute und Chinesen in deren Begleitung vorzugehen und diese sogar festzunehmen. Dank den rechtzeitig vom Admiral getroffenen Anordnungen wurde dieser Befehl nicht ausgeführt, aber dieser Vorfall zeigt, daß chinesische Machthaber in der Mandschurei freie Hand haben. Sollten wir die Mandschurei räumen, wird selbstverständlich ihre Unverschämtheit und ihre Bekämpfung russischer Interessen ohne Grenzen sein. Admiral (Alexeieff) hat es auf sich genommen, zu befehlen, daß Mukden und Yinkow (Niutschuang) nicht geräumt werden. Heute ist beschlossen worden, Yinkow zu halten, unglücklicherweise aber sollen die Truppen aus Mukden zurückgezogen werden. Nach der Räumung Mukdens werden die Dinge, soweit sie unsere Unternehmungen anbetreffen, viel, viel schlimmer stehen, was natürlich nicht erfreulich ist. Morgen gehe ich selbst an den Yalu.

gez. Madritoff.

Kurz bevor Oberstleutnant Madritoff dieses Telegramm an Admiral Abaza absandte, reiste Bezobrazoff, der einige Monate im fernen Osten gewesen war, nach St. Petersburg ab. Offenbar mit der Absicht, den Zaren aufzusuchen und ihn dazu zu überreden, die Einstellung der Räumung der Provinz Mukden anzuordnen mit der Begründung, daß sie unvermeidlich die Auflösung der Holzgesellschaft nach sich ziehen würde. Unterwegs sandte er an Madritoff folgendes Telegramm; es trägt das Datum des 26. März 1903 (8. April

n. S.), desselben Tages, an dem die Räumung der Provinz Mukden hätte vollendet sein müssen gemäß dem russisch-chinesischen Vertrag vom 26. März (8. April n. S.) 1902. Das Telegramm lautet:

2

An Madritoff, Port Arthur.

Ich werde in der Angelegenheit Verständnis finden, nachdem ich meinen ersten Bericht gemacht habe. Ich fürchte nur, mich zu verspäten, da ich vor dem 3. April (16. April n. S.) nicht dort eintreffen kann und Khozain am 4. April (17. April n. S.) nach Moskau abreist. Ich werde mein möglichstes tun und auf einer energischen Kundgebung in dieser oder jener Form bestehen. Halten Sie mich auf dem laufenden und lassen Sie den Mut nicht sinken. Das Mißverständnis wird bald aufgeklärt sein.

gez. Bezobrazoff.

Am 11. April 1903 (24. April n. S.) sandte Bezobrazoff von St. Petersburg aus ein Telegramm, ersichtlich, nachdem er seinen ersten Bericht an Khozain erstattet hatte. Es lautet:

3

An Madritoff, Port Arthur.

Es geht mir alles nach Wunsch und denke, alle meine Absichten als durch die jetzige Lage bedingt und infolge der Umstände durchzubringen. Ich hoffe, daß der Admiral, wenn man ihn um seine Meinung befragt, mir nach meiner Ueberzeugung seinen Beistand nicht versagen wird. Dadurch wird es mir möglich, manche Angelegenheit in seine Hände zu legen.

gez. Bezobrazoff.

General Kuropatkin behauptet, daß Admiral Alexeieff ihm die wiederholte Versicherung gegeben habe, er sei ein Gegner der Pläne Bezobrazoffs und würde sie mit aller Kraft unterdrücken. Der Admiral spielte aber offenbar ein doppeltes Spiel. Während er vorgab, dem Yalu-Unternehmen ebenso feindlich wie Kuropatkin gegenüberzustehen, unterstützte er Bezobrazoffs Anstrengungen, es zu fördern. Bezobrazoff vergalt ihm das und erfüllte sein Versprechen, „manche Angelegenheit in seine Hand zu legen," indem er ihm zur Stellung eines Vizekönigs verhalf. Kuropatkin sagt, daß diese Ernennung ihm vollständig überraschend gekommen sei, was auch natürlich war, weil der Zar auf den Rat Bezobrazoffs, von Plehwes, Alexeieffs und Abazas und nicht auf den Kuropatkins, Wittes und Lamsdorffs handelte. Es muß erwähnt werden, daß von Plehwe, der mächtige Minister des Inneren, kein einziges Mal namentlich in Kuropatkins Erzählung genannt wird. Alles scheint darauf hinzudeuten, daß von Plehwe mit Bezobrazoff im Bunde war, und sie beide die Amtsniederlegung Wittes zustande brachten. Witte trat am 16. August 1903 (29. August n. S.) von seinem Amt als Finanzminister zurück. Diesen Erfolg seiner Bemühungen voraussehend und über die sich ihm nun eröffnenden Aussichten frohlockend, schrieb Bezobrazoff am 12. August 1903 (25. August n. S.) folgenden Brief an Oberstleutnant Madritoff:

4

„Die große Sägemühle und das Hauptholzgeschäft wird nach Dalny verlegt, und dies geschieht in Handelsgemeinschaft mit dem Finanzministerium. Die mandschurische Dampferlinie wird unsere gesamten überseeischen Frachten erhalten, die sich auf 25 Millionen Fuß Bauholz belaufen, und das Geschäft wird international werden. Hieraus können Sie ersehen, wie ich meine Operationsbasis ausgewählt habe."

Im Hinblick auf die vollständige Niederlage so scharfsichtiger Staatsmänner und verständiger Ratgeber, wie es Kuropatkin, Witte und Lamsdorff waren, kann allerdings kein Zweifel mehr sein, daß Bezobrazoff seine „Operationsbasis sehr gut ausgewählt" hatte.

Das Dokument, das uns die Interessen des Zaren an dem Yalu-Holzunternehmen deutlich klarlegt, ist ein an Bezobrazoff nach Port Arthur gesandtes Telegramm vom

November 1903, und zwar von Admiral Abaza. Dieser war damals Direktor des besonderen Ausschusses für Angelegenheiten des fernen Ostens, dem der Zar präsidierte. Abaza leitete als dessen persönlicher Vertreter alle Geschäfte mit Bezobrazoff und der Holzgesellschaft. Im Originaltelegramm waren auffallende Worte, wie „Witte", „Kaiser", „Millionen", „Garnison", „Verstärkung" usw. chiffriert. Aber als Bezobrazoff es las, schrieb er, oder möglicherweise sein Privatsekretär, die Bedeutung der chiffrierten Worte zwischen die Zeilen und ebenso an einer Stelle ein Wort, dessen Sinn fraglich war — sollte es Jäger oder Artillerie heißen? Die folgende Abschrift wurde von dem Telegramm mit Zwischenzeilen gemacht:

5

Petersburg, 14./27. November 1903

An Bezobrazoff, Port Arthur.

Witte hat dem Kaiser erzählt, daß Sie die zwei Millionen schon ganz ausgegeben haben. Ihr Telegramm, die Ausgaben betreffend, hat es mir ermöglicht, auf diese widerwärtige Verleumdung zu antworten und sie gleichzeitig zu widerlegen. Bedenken Sie stets, daß der Meister (Khozain) darauf rechnet, daß Sie nicht einen Rubel mehr über die 300 hinaus antasten, ohne Erlaubnis für jeden einzelnen Fall. Gestern berichtete ich wieder über Ihre Absicht wegen der Verstärkung der Garnison und desgleichen betreffs der Truppengattung (Jäger oder Artillerie) im Becken. Der Kaiser wies mich an, Ihnen zu erwidern, daß er alles in Erwägung ziehen würde, und daß er im Prinzip beistimme. Im Anschluß hieran wiederholte der Kaiser seinen Befehl, daß der Admiral ihm sofort telegraphieren soll. Er erwartet baldigst ein Telegramm, und sofort nach Empfang des Berichts vom Admiral werden Anordnungen getroffen werden bezüglich der Verstärkung der Garnison und gleichzeitig betreffs der Jäger im Becken (Yalu). Im Verlauf der Unterhaltung gab der Kaiser seinem vollsten Vertrauen zu Ihnen Ausdruck.

gez. Abaza.

General Kuropatkin verweist immer und immer wieder auf des Zaren „klar ausgesprochenen Willen, daß ein Krieg zu vermeiden sei", und bedauert, daß die Beiräte Sr. Kaiserlichen Majestät nicht imstande waren, seinen Willen durchzusetzen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Nikolaus II. einen Krieg zu vermeiden wünschte, soweit dies geschehen konnte, ohne daß die Geldanlage der Familie bei der koreanischen Holzgesellschaft gefährdet wurde. Nach obigem Telegramm jedoch scheint er noch am 27. November 1903 — nur 70 Tage vor dem Bruch mit Japan — immer noch den verständigen und einsichtsvollen Rat Kuropatkins zu mißachten, in Bezobrazoff das vollste Vertrauen zu setzen und Truppen in das Yalutal zu entsenden. Schluß der Anmerkung des Herausgebers

Gründe für Japans Stärke und Rußlands Schwäche

Von General Kuropatkin*)

Obwohl der Krieg, den unser Land und unsere Armee im Jahre 1904/05 über sich ergehen lassen mußte, nunmehr Gegenstand der Geschichte ist, reicht dennoch das so weit hergeholte Material nicht aus, den Historiker zu befähigen, die dem Kriege vorausgehenden Ereignisse gehörig zu würdigen, noch auch eine ausführliche Erklärung für die Niederlagen zu geben, die wir in seinem Verlauf erlitten. Es ist dagegen dringend notwendig, daß wir sofort Nutzen aus unseren neuen Erfahrungen ziehen, weil wir durch richtige Erkenntnis der Natur unserer Fehler und der Schwäche unserer Truppen lernen können, welche Mittel anzuwenden sind, die körperliche und geistige Kraft unserer Militärmacht zu erhöhen.

*) Raummangel hat es erforderlich gemacht, in diesem Artikel die weniger wichtigen oder interessanten Teile aus General Kuropatkins Kapitel von den Gründen für die Erfolge der Japaner auszulassen und dafür anderen Stoff, der denselben Gegenstand behandelt, aus Kapiteln seines vierten Bandes zu bringen.

In vergangenen Zeiten, in denen Kriege mit kleinen stehenden Heeren geführt wurden, berührten Niederlagen die alltäglichen Interessen eines ganzen Volkes nicht so tief wie heute, wo die allgemeine Dienstpflicht besteht, und wo in Kriegszeiten die meisten unserer Soldaten der großen Masse des Volkes entzogen werden. Wenn ein Krieg heutzutage erfolgreich sein soll, muß er nicht von einer Armee, sondern von einer bewaffneten Nation geführt werden, und in einem solchen Kampf werden alle Seiten des nationalen Lebens viel ernstlicher berührt und alle Niederlagen viel schwerer empfunden als in früheren Tagen.

Wenn der nationale Stolz durch Fehlschläge im Kriege gedemütigt wurde, sind gewöhnlich Versuche gemacht worden, festzustellen, woran der Fehler lag, und wer für ihn verantwortlich war. Einige schreiben ihn allgemeinen Ursachen zu, andere wiederum nur ganz besonderen Gründen. Der eine verurteilt das System oder die Leitung, der andere dagegen wirft den Tadel auf einzelne Persönlichkeiten. Ich habe mit den wichtigsten Ereignissen im fernen Osten in so engem Zusammenhang gestanden und bin in so ausgedehntem Maße für das Fehlschlagen unserer militärischen Operationen daselbst verantwortlich gewesen, daß ich kaum hoffen kann, die Personen und Angelegenheiten, mit denen ich es in diesem Werke zu tun habe, absolut leidenschaftslos und objektiv zu betrachten. Mein Zweck ist aber nicht so sehr meine eigene Rechtfertigung, als vielmehr dem zukünftigen Geschichtsschreiber das Material an die Hand zu geben, das ihm eine ordentliche Feststellung der Gründe für unsere Niederlage erleichtern soll und es ermöglicht, Anordnungen zu treffen, die für die Zukunft solchen Niederlagen vorbeugen. Die Armee, die Rußland im Jahre 1904/05 ins Feld stellte, war zu jener Zeit unfähig, die Japaner niederzuwerfen, obwohl Japan noch kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges kein reguläres Heer besaß und von uns daher nur als Macht zweiten Ranges angesehen wurde. Wie konnte es nun aber einen vollständigen Sieg über Rußlands Flotte erringen und zu Lande eine gewaltige russische Armee schlagen?

Viele Geschichtsschreiber werden über diese Frage nachdenken und uns seiner Zeit erschöpfende Antwort darauf geben. Ich werde mich dagegen im vorliegenden Werk darauf beschränken, die Hauptursachen für die japanischen Erfolge aufzuzählen. Eine der wichtigsten ist folgende: Wir haben die materielle und moralische Kraft Japans nicht zur Genüge gewürdigt und einen Konflikt mit diesem Lande nicht ernstlich genug erwogen.*) Die Japaner wurden zum ersten Male unsere Nachbarn, als wir unter der Regierung Peters des Großen die Halbinsel Kamtschatka erwarben. Im Jahre 1860 nahmen wir kraft des Vertrages von Peking friedlichen Besitz von dem ausgedehnten Ussuri-Gebiet, rückten bis an die koreanische Grenze vor und erhielten einen Zugang zum Japanischen Meer. Dieses Meer, das fast vollständig von Korea und der japanischen Insel eingeschlossen wird, war von größter Bedeutung für die Küsten des angrenzenden Festlandes, aber da die engen Verbindungen mit dem Ozean in den Händen der Japaner waren, konnten sie uns leicht den Zugang zum Stillen Ozean versperren. Als wir die Insel Sachalin erwarben, erhielten wir einen Zugang durch die Tatarische Straße; aber das war alles und diese Straße blieb noch den größten Teil des Jahres hindurch zugefroren. Lange Zeit führten die Japaner ein völlig abgeschlossenes Dasein und zogen unsere Aufmerksamkeit nicht besonders auf sich. Wir kannten die Japaner als äußerst geschickte und ausdauernde Künstler und freuten uns über die Gegenstände, die sie anfertigten. Wir waren entzückt von der zarten und farbenfrohen Darstellung ihrer künstlerischen Erzeugnisse. In militärischer Hinsicht dagegen interessierten sie uns nicht, wir hielten sie für ein schwächliches Volk. Unsere Seeleute sprachen stets mit sympathischer Wertschätzung von Land und Leuten und

*) General Kuropatkin macht häufig Gebrauch von dem Ausdruck: „moralische Kraft“ oder „moralischer Charakter“ und gebraucht ebenso häufig das englische Wort „moral“ an Stelle des gleichbedeutenden russischen Wortes. Er ist augenscheinlich der Ansicht, daß das Adjektivum in seinem weitesten Sinne zu verstehen ist, als Ausdruck des wärmsten Patriotismus und Pflichtgefühls, der Aufopferungsfähigkeit und all der Eigenschaften, die einen fertigen Charakter von reiner geistiger Geschicklichkeit unterscheiden.

freuten sich über den Aufenthalt in japanischen Häfen, besonders in Nagasaki, in denen man sich ihrer gern und freudig erinnerte. Unsere Reisenden, Diplomaten und Marineoffiziere übersahen aber völlig das Erwachen eines tatkräftigen unabhängigen Volkes.

Im Jahre 1867 bestand Japans Heer aus neun Infanterie-Bataillonen, zwei Kavallerie-Schwadronen und acht Batterien und belief sich auf 10 000 Mann. Diese Streitmacht, die den Rahmen des jetzigen Heeres bildete, hatte französische Lehrer und übernahm von diesen auch die französische Uniform. Nach dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 traten deutsche Offiziere an Stelle der französischen Instrukteure. Die allgemeine Dienstpflicht wurde eingeführt, und japanische Offiziere wurden alljährlich studienhalber nach Europa gesandt. Zur Zeit des Krieges mit China hatte Japan eine Armee von sieben Infanterie-Divisionen. Als es sich bei Beendigung des Krieges aber außerstande sah, die Früchte seines Sieges infolge seiner Schwäche zu Lande und zu Wasser auszunutzen, wurden alle möglichen Anstrengungen gemacht, eine Armee und eine Flotte zu schaffen, die mächtig genug war, Japans Interessen zu schützen. Am 19. März 1896 erließ der Mikado eine Verordnung, die eine Reorganisation des Heeres vorsah, dessen Stärke im Verlauf von sieben Jahren um das Doppelte erhöht werden sollte. Diese Neugestaltung wurde im Jahre 1903 beendet. Die leitenden Stellen unseres Heeres und unserer Marine übersahen die Schaffung und Entfaltung einer starken Armee und Flotte in Japan keineswegs, sie beschränkten sich aber auf das Zusammentragen statistischen Materials. Wir erhielten Nachricht von jedem Schiff, das gebaut wurde, und von jeder Division, die man zusammenstellte. Wir schätzten aber diese Tätigkeit Japans nicht hoch genug ein und dachten nicht daran, seine Streitkraft mit europäischem Maßstab zu messen. Die letzte Kunde, die wir vor dem Kriege von der militärischen Stärke Japans erhielten, stammte von unserem Generalstab aus den Berichten des Obersten Wannofski und anderer russischer Militär-Attachés in Tokio und zeigte, daß Japans Heer im Frieden 8116 Offiziere und 133 457 Mann, ohne die Truppen in Formosa, zählte. Im Kriege bestand sie aus 10 735 Offizieren, ohne Reserve-Offiziere, und 348 074 Mann mit vielleicht 50 000 unausgebildeten Ersatzmannschaften. Weitere Reserven waren nicht erwähnt.

Im Jahre 1903 gab Oberst Adabash, der Japan gerade besucht hatte, dem General Zhilinski von unserem Generalstabe, äußerst wichtige Aufschlüsse über neue Reserven, die von den Japanern für den Fall eines Krieges zusammengestellt wurden. Soweit sich aber diese Aufschlüsse nicht gänzlich mit den vorher von Oberst Wannofski gegebenen deckten, schenkte General Zhilinski ihnen keinen Glauben. Einige Monate später erstattete Kapitän Rusine, ein sehr begabter Offizier, der als Marine-Attaché in Japan war, seinen Vorgesetzten einen ähnlichen Bericht über japanische Reserven, und Auszüge aus diesem wurden General Sakharoff, dem Chef des Stabes, der Armee übergeben. Dieser vollkommen zutreffende Bericht wurde nicht beachtet, einfach deshalb, weil die Generale Zhilinski und Sakharoff nicht zu überzeugen waren. In unseren Aufzeichnungen, betreffend die militärische Stärke Japans in den Jahren 1903 und 1904, werden denn auch keine Angaben über irgendwelche vermehrten Reservestreitkräfte gemacht. Nach den Ziffern unseres Generalstabes belief sich daher die Gesamtstärke der verwendbaren Streitkräfte des stehenden Heeres und der regulären Reserve Japans auf etwas mehr als 400 000 Mann.*)

Unlängst veröffentlichte amtliche Berichte des Generals Kipke, Inspekteurs des Medizinalwesens der japanischen Armee, zeigen, daß die Verluste der Japaner an Toten und Verwundeten folgende waren:

Tot	47 387
Verwundet	172 425
Summa:	219 812

*) Um Raum zu sparen, habe ich hier den größeren Teil von General Kuropatkins ausführlicher und etwas technisch gehaltenen Darstellung der militärischen Stärke Japans und deren Unterschätzung von seiten des russischen Generalstabes weggelassen. G. K.

Ihr Gesamtverlust an Toten, Verwundeten und Kranken war 554 885 Mann, eine Zahl, die bedeutend größer ist, als nach den Ziffern unseres Generalstabes überhaupt die ganze Streitmacht war, die sie aufstellen konnten. Die Japaner sandten 320 000 Kranke und Verwundete aus der Mandschurei nach Japan zurück. Eine andere gültige Information bildet die Tatsache, daß die Körper von 60 624 Toten auf dem Ehrenfriedhof in Tokio begraben wurden. Zählt man zu diesen noch 75 545 an ihren Wunden Gestorbene hinzu, so geben die Japaner damit den Verlust von rund 136 000 Mann durch den Tod zu.*) Ihr General-Medizinal-Inspekteur sagt, daß die Anzahl der Getöteten und Verwundeten 14,58 Prozent der gesamten Streitkraft betrug, woraus sich ergeben würde, daß die Japaner Truppen verschiedener Gattung, 1 500 000 Mann stark, gegen uns ins Feld stellten, oder mehr als dreimal soviel, als unser Generalstab geschätzt hatte. Angesichts dieser Tatsachen ist es klar, daß unsere Informationen über die japanischen Streitkräfte unzureichend waren. Während die Japaner Hunderte von anerkannten und geheimen Agenten im fernen Osten hatten, die die Stärke unserer Land- und Seemacht auskundschafteten, vertrauten wir die Herbeischaffung des Materials über ihre militärischen Kräfte und Hilfsquellen einem einfachen Generalstabsoffizier an, und leider waren unsere militärischen Beobachter nicht immer glücklich gewählt. Bevor die Feindseligkeiten begannen, verstieg sich einer dieser Sachverständigen in japanischen Angelegenheiten in Wladiwostok zu der Behauptung, man könne im Kriegsfall auf einen russischen Soldaten drei japanische rechnen. Nach den ersten Zusammenstößen aber mäßigte er seine Behauptung und gab zu, daß es doch nötig sei, einem Russen nur einen Japaner gegenüber zu stellen. Am Ende eines anderen Monats erklärte er, daß wir, um Siege erringen zu können, jedem Japaner drei Russen entgegenstellen müßten. Ein anderer unserer militärischen Agenten, der in Japan gewesen war, sagte gewichtig vorher, daß Port Arthur in ganz kurzer Zeit fallen und Wladiwostok unmittelbar darauf das gleiche Schicksal treffen würde. Ich tadelte diesen feigen Schwätzer scharf und drohte, ihn aus der Armee zu entfernen, wenn er solche lächerlichen und ungelegenen Bemerkungen nicht unterlassen würde.

Deutsch von Wilhelm Fricke

Fortsetzung folgt

Der Feind in der Campagna Von Arthur Holitscher

Die wackeren alten Herren, wie lieben wir sie alle! die rührenden alten Streiter — ihnen gehört unser Herz. Es kommt uns ihrer einer entgegen, von der Piazza del Popolo her kommt er uns entgegen (unter Pinien und Lorbeergebüsch haben sie dort ihre Kegelbahn errichtet), — flugs lösen sich unsere Züge, die irgendwelche heimliche Anspannung verzerrt hielt, in eitel Milde und Heiterkeit auf; Ehrfurcht heißt uns zur Seite springen und die schmale Straße freigeben, damit dies ehrwürdige Stück bereits in die Kunstgeschichte eingegangener Menschlichkeit bequem an der Modellkirche der Via Babuino vorbeiwandeln könne; wie oft sind wir dabei der daherklingelnden elektrischen Straßenbahn in den Schuß gesprungen und haben mit Freuden unser Leben gewagt für den Genossen jener Zeit, in der noch saumtierbespannte Karren den Verkehr versahen in St. Peters ewiger Stadt. Der anachronistisch grünliche Leibrock, auf dessen Sammetkragen die uralte Künstlermähne silbern herniederringelt, er entlockt uns ein Lächeln liebevollen Vergnügens, lange blicken wir ihm noch nach, bis er sich da hinten in den Licht-

*) Nach dem in Immanuels Werk „Der russisch-japanische Krieg“ enthaltenen Bericht verloren die Japaner 218 000 Mann während des Krieges.

kaskaden der Spanischen Treppe in flimmernder Glorie verklärt! — Bescheiden, wie's uns ziemt, haben wir unser Plätzchen an dem untersten Ende der grünen Tafel, im Festsaal des Künstlervereins, den die Fresken schmücken. Oben, in der Ferne, unterm blauen Vesuv, aus dessen Lavakegel sich weiland der Kleiderhaken der Marchesa, die in diesem Palazzo vor Zeiten gehaust, herausbohrt, ferne, ferne sitzen sie, die Alten, hinter ihren gewaltigen Strohflaschen, neigen sich zueinander, rufen einander Namen in die Ohren: der alte Koch, der alte Overbeck, Scheffel . . .

Vom süßen Wein der Schlösser bekömmt uns, die Wahrheit zu melden, nur der erste Becher. Bisbing, unser Freund, fand sich nach kurzem Zaudern bemüßigt, den Verein zu meiden, da er ausschließlich Mineralwasser genießt und man aus seiner Abstinenz allgemeine Schlüsse auf das Künstlertum heutigen Tages gezogen hatte, zu Füßen des bläulichen Vesuvs. Wir müssen früh am Morgen hinaus, zur Via Appia, in die Berge, die Nebel aber, die koloristisch über der Landschaft zerstieben, sollen sich nicht berühren mit den fahlen Dünsten innerhalb unsrer Köpfe. Ach, wir verbergen ja unsre Hängeschultern unterm Homespun und haben unsre Beine mit Knickerbockers umgeben, allein seht uns doch vor unsern Staffeleien stehn, im Sonnenbrand, im giftigen Abendhauch! Bisbing der Geächtete gar hat sich bis in die Maremmen vorgewagt und einen Sumpf heimgebracht, der sich sehn läßt!

Bisbing kann was, Bisbing ist ein Kerl. Wir andern sind doch nur Schlucker. Mir hat er vollends den Pinsel aus der Hand geschlagen, ich muß meinem Selbstbewußtsein mit Geschreibsel auf die Beine helfen, ich finde die Kraft nicht, eine Tube über meiner Palette auszuquetschen — im übrigen, zum Teufel mit mir. Bisbing — im Sommer sitzt er am andern Ende Europas, in Holland, wo's in der Luft van goghisch zugeht, wenn's kühler wird, kommt er dann zurück unter unsern Kitschhimmel und malt ohne Blinzeln weiter! Seine Bilder läßt er liegen — Fingerübungen, wir aber, die Freunde, halten sie zusammen, denn das ist einmal einer, den's auf ein Leben lostreibt. Jetzt ist er seit Wochen fort, möchte gar zu gern wissen, wo er steckt, ich seh ihn, seh ihn vor mir, mürrisch sitzt er da, jemand berichtet irgend etwas Possierliches, plötzlich verkrümmt sich der ganze Kerl, es schüttelt ihn durcheinander, nur eine Sekunde lang — dann sitzt er wieder steif und unwirsch wie zuvor. — Das ist die Geschichte:

Ich hatte diesmal nichts auszustellen, so war ich zugegen, wie die alten Herren die Bilder aussuchten, die sie einmal im Jahr rings um den Vesuv an die Wände hängen. Aus all dem Kram in der Villa droben, in Bisbings verlassenen vier Wänden hatten wir eine Landschaft hervorgezogen: die Lichtung im Gehölz auf dem Sterpara, hinter Tivoli, früher Morgen mit schräg einfallendem Licht, das erst an die Gräser vorne anstößt, dann ans niedere Buschwerk, immer gewaltsamer, je höher es prallt, an die Oliven, die Pinien zuletzt, bis all dies leblos wässerige, stumpfgraue, bleischwarze Zeug tausend Farbenfunken sprüht, Bisbing in jedem Pinselhieb. Nun, ich stand da und wartete darauf, daß Niccolò sich an den Rahmen heranmacht und ihn ins Licht hineinbefördert. Die alten Herren kamen nacheinander heran, einer las den Namen Bisbing vom Blendrahmen herab, einer murmelte: „Ach, der!" Dann führten sie ihre Brillen über das Bild und dann war's angenommen. Ich ging, ziemlich enttäuscht, nach Hause. Weinschenk aber, der dort geblieben war, erzählte mir alles, was sich

nachher begeben. — Der alte Lebrecht hatte sich das Bild nochmals ans Fenster stellen lassen, dann ist der alte Weishut gekommen und der alte Holdbein und Rubensohn, der Ewigjunge, und da hatten sie herausgebracht: es könne mit dieser Landschaft doch nichts anderes gemeint sein, als eine gewisse Lichtung im Walde hinter Tivoli, sie kannten doch ihre Campagna, es war die Sterparalichtung, bei Gott, die Sterparalichtung, sie war's! Der Ausschnitt gab den natürlichen Rahmen an, vorn Oliven, hinten Pinien, nur eben: Gott straf mich, es waren doch Oliven und Pinien, und da saß etwas Krapprotes, und Zitronenfarb und Ultramarin, eine Kehrichttonne, eine verschimmelte Kehrichttonne, aber nicht die Campagna von Rom! Und plötzlich erinnerten sie sich: sie hatten ja diese Lichtung einst selber gemalt, vor dreißig Jahren etwa, oder so? Und Rubensohn, der nebenan wohnt, holte seine abgeknallte Schwarte herbei, und dann liefen die alten Herren schnurstraks nach den sieben Hügeln der Stadt und holten ihre Schwarten vom Speicher und siehe: die Woche drauf hingen sie alle, der Reihe nach, an der Wand, Bisbings in der Mitte, — es benahm sich ungebärdig, drohte herauszuspringen aus all dem sorgfältig gesäuberten, mit Firnis wohlbestrichenen Stumpfgrau und Bleischwarz und Wassergrün, ja, es schmetterte, platzte los, ließ Trompetentöne hören . . .

In ihren Feiertagskleidern standen die alten Herren in der Ecke und sahen zu, wie sich die Leute an den Bildern vorbeischwatzten. Sie verhielten sich stille und abwartend und wollten geholt sein. Drüben in der Tür drängten wir uns und erwarteten das Abenteuer. Als aus dem Gewisper dann immer deutlicher: Bisbing, Bisbing herauszuhören war, da rückte Weinschenk mit dem Vorschlag heraus: wir sollten doch zu den alten Herren hinübergehn und ihnen ein paar verbindliche Worte über ihre Bilder sagen — manierlich und so aufrichtig, wie's irgend zuwege zu bringen wäre — meinte Weinschenk; sie täten ihm leid, die alten Herren in ihrer Ecke, mit ihren dünnen alten Locken, wir werden doch einmal alle alt und abgeknallt in der Ecke stehn, meinte Weinschenk; aber Weinschenk ist keine so philosophische Seele, er ist ein Schlaukopf, ein Paktierer und Streber. Dennoch gingen wir hinüber und schüttelten den alten Herren ihre runzligen Malerhände. — Freund Bisbing aber schicken wir nächstens ein paar von diesen luftigen Hundertfrancsscheinen, die Lichtung ist angekauft und er kann's brauchen, obzwar niemand es aus ihm herausgebracht hat, ob er sich aus Geld etwas macht oder nicht; und in ein Zeitungsblatt wollen wir's ihm einschlagen, darin ein Korrespondent seinen Lesern beteuert, er werde jetzt wieder durch die Campagna gehen, um sich mit frischen Augen im Kopf das Land daherum anzusehn. Auch das schicken wir Bisbing, wenn wir auch wohl wissen, wieviel ihm daran liegt, ob der Korrespondent mit seinen Augen ausgeht oder zu Hause bleibt. Mag sein, es schüttelt ihn, und das ist gewonnen. Aber alldies war die Vorgeschichte. —

Eines Herrgottsmorgens, um Pfingsten, ereignet es sich: unsere alten Herren marschieren durch's Lorenzotor nach der Via Tiburtina hinaus. Jedermann weiß es: man kann mit der Trambahn nach Tivoli, aber nein, sie marschieren, marschieren unverdrossen, und Niccolo in der Nachhut mit Mänteln, Schirmen und gewaltigen Ledertaschen, hat ächzend sein Teil an der guten historischen Landstraße in Mund und Nase, indes: vorne schimmern wie Glas, weiß, grün und blau, die Sabinerberge, Monte

Gennaro zuhöchst wie leichter Zigarettenrauch ganz hell, ganz fein an den Himmel geblasen — Rubensohn, der Ewigjunge, tänzelt dem Gebirge entgegen, immer ein paar Schritte vor dem Häuflein her, bald in die Gangart des Contadins verfallend, der nach guten Geschäften in der Stadt sich zickzackförmig heimbegibt, bald mit einem Ruck stillstehend, um mit den Händen vor dem Mund den Pfiff nachzuahmen, womit der Paino der römischen Vorstadt sein Mädel um die Ecke lockt — man kennt, man kennt diese Späße, vergnügt sich aber immer noch an ihnen; die Sonne gleitet den Himmel hinauf und zieht die Sabinerberge tiefer hinein in ihren Glast; man marschiert verwegen drauf los, wie in den Tagen der flinken Beine; Diligenza um Diligenza rollt vorbei, rollt von dannen und verschwindet in Wolken von Staub; Ponte Lucano ist weit, am Ponte Lucano wartet der Imbiß und das Karriol zum Sterpara hinauf; ein leerer Weinwagen kommt gemächlich dahergetrottet, nickend mit buntbemaltem, lampionförmigen Leinwanddach, klingelnd mit schellenbehängtem Rößlein — ein hurtiger Entschluß setzt den alten Holdbein in Trab, der alte Holdbein kennt alle Dialekte weit und breit, der Weinbauer dreht den Kopf unterm Dach hervor, der alte Holdbein kennt alle Finten daherum, eins zwei ist man handelseins, das Rößlein taucht mit dem Kopf tiefer vor dem beladenen Karren, drin auf dem Stroh, das vom Wein noch duftet, haben sich's die alten Maler bequem gemacht, und eh' man sich's versieht, ist man den hohlen Bogen des Ponte Lucano hinauf- und wieder hinabgerollt. —

Was nun Sora Nina vom Ponte Lucano anlangt: einst war sie schlank wie ein Füllen, jetzt ist sie voll und rund wie das moosige Römergrab an der Brücke; eifrig gibt ein altes Knie sie dem andern weiter in der Runde; zuweilen dreht sie sich um und lacht mit fürchterlichen Zähnen dem alten Holdbein ins Gesicht, schreit dem alten Weishut in die Ohren, schlägt mit dem Gläsertuch nach Rubensohn, der seinen Scherz angebracht hat ... Alte Erinnerungen! Hat man nicht hier um den nämlichen Tisch gesessen und: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen ...“ gesungen, und: „Sie sollen ihn nicht haben ...“. Nun, Gott segne das Vaterland, wie ist es stark und einig geworden, und saß man nicht wieder beisammen, einig und ungeteilt, dieselben Ideale im Herzen? Ach, man will den alten Lebrecht hören, der alte Lebrecht soll aufstehn und sprechen. Und der alte Lebrecht steht auf und spricht; der Heimat gedenkt er und der Helden, es ist eine feine Steigerung in seiner Rede, als er auf die Kunst zu sprechen kommt, und sein Glas in die Höhe hebt auf das gute Land ringsum — da draußen brütet die Nachmittagssonne über dem Sterpara — Rubensohn hat seinen Blitz und stimmt trotzig den Kampfgesang an: „Sie sollen ihn nicht haben!“ — Vor dreißig Jahren, man entsinnt sich, man weiß genau, hat das ein richtiges Quartett gegeben, allein nach den ersten Takten schon schmilzt der Gesang herab und verstummt, es sind ja Tenöre geworden, vier ausgesprochene Tenöre ...

Uns daheim in Rom verfloß der Abend in Schrecken und Sorge um die Alten. Da waren ängstliche Seelen, die trieben sich zwischen Zi Pippos Kneipe und der Kegelbahn hin und her, die Alten fehlten hier wie dort; da waren trübe Geister, die sich in düsteren Vermutungen ergingen, Unfall, Krankheit, Tod — aber muß man sie nicht lieben drum, die Alten, daß es die Kunst war, die Schuld an allem hatte? Nun, ich liebe sie, gerührten Herzens, denk ich mich nächtens in die verzweifelten Bettstellen des

Wirtshauses an der Brücke, und in alte Anatomien hinein, mein Herz möchte überfließen, wenn ich mir's vorhalte, daß die schlimme Rast einzig der Morgenstunde willen gehalten worden ist, Bisbings Morgenbeleuchtung willen, am Fuß des Sterpara; denn eh' der verhungerte Campagnahahn seinen ersten Schrei ausgestoßen hat, holpert das Karriol schon in ansehnlicher Entfernung den Berg hinan, mit vier alten Malern befrachtet, die sich schweigend in ihre Mäntel wickeln, und Niccolo, dessen resigniertes Schnarchen von der hintern Bank her allmählich mit dem Knarren der Räder in Takt gerät. —

Noch gibt's wenig zu sehn in der Runde; streng genommen gibt es noch gar nichts zu sehen hier herum. Jedoch, man hat das gute Sabinergebirge doch schon erkannt, wie eine alte Geliebte, die man im Schlaf überrascht. Still, hier kommt die ehrliche Kunst zu Berge gefahren, und sie ist unverrückt die gleiche geblieben, wie das Land ringsum und nicht eine Hand breit von der Stelle gewichen. Zwischen den Nebeln der Nacht, die ein Einschlag weißlicher Schleier durchwebt, zieht der Weg dahin, vom ungewissen Dunstgeröll der Travertinbrüche und den krampfigen Gespensterhecken der verknoteten Olivenstämme eingefaßt. Noch haben die Umrisse der Dinge sich nicht der Augen bemächtigt, aber solche Stunden, in denen die Außenwelt durchaus ungewiß bleibt, fördern gut die Verbürgtheit der inneren Anschauung; man sitzt da und läßt Natur und Tageslicht einfach gewähren. Wie Wolken erscheinen die Pinienkronen oben in der Luft, erst nach einer Weile findet es sich, daß sie gar nicht frei schweben, sondern von dünnen, abenteuerlich durchsichtigen Säulen vom Boden her gestützt sind. Und da treten auch die Arabesken der Oliven, die modrigen Flecke der Gebüsche aus den Schattengeweben hervor, rücken näher zusammen, von rechts und links, und während der Wald den Weg aufnimmt, hat's das Grau in den Hintergründen jetzt schwerer, sich zu erhellen. Langsam, mühselig windet sich das Karriol den steilen Serpentinenpfad hinauf. —

Irgend woher muß schon ein wenig Licht über die Welt gekommen sein, die Gegenstände, auch die entlegeneren, verbergen sich gar nicht mehr so griesgrämig wie noch den Augenblick zuvor, es wird offenbarer ringsum. Hellzitternde Olivenblättchen zeigen wie kleine Finger auf den Wagen, der daherkommt, greifen in die Räder, streicheln über das Holz, hinten, in dem erstarrten Gelenk des Stammes nistet schon etwas wie ein Farbenfleck. Die Pinienkronen verbinden sich rasch mit den Säulen, auf denen sie ruhen, ein Stein, an den Ecken abgescheuert, trägt einen Tautropfen, der wie ein Stern aufblitzt, nein, jeglicher Halm schaukelt schon seinen Tropfen, das neblige Weiß ist einem genau noch nicht bestimmbaren Ton gewichen, der selber bald aufgesogen wird von dem Licht, darin allmählich Farben laut zu werden sich mühen. Drin im Karriol beginnt man, sich aufzurichten; vier alte Augenpaare, acht alte Maleraugen passen auf, passen auf, die alte Geliebte hat leise die Lider aufgeschlagen.

In kapriziösem Bogen ist die Straße durch einen schmalen Hohlweg plötzlich ganz nach dem östlichen Abhang des Sterpara hinübergeraten, eine Minute lang gaukelt drüben auf gleicher Höhe Tivoli, das unwahrscheinliche Felsennest mit den schäumenden Riffen, vor den Blicken, aber gleich wieder krümmt sich die Straße einwärts, und heiter, mit klingenden Hufschlägen, geht's jetzt geradenwegs ins Licht hinein! Ein Tag Italiens bereitet sich vor, der erste, wirkliche Sonnenstrahl bricht sich durch die milchigen Luft-

schichten los und fährt siegreich in die gierigen alten Augen hinein, die in die Runde lugen. Wonach, wonach denn? Soll die Schönheit, die man ein Leben lang gesucht hat, sich auftun mit einem Schlage? oder aus der Ferne die Jugend herüberzucken, und sich an die Wimpern hängen, mit feuchtem Hauch? — Mit einem halblauten Fluch ist Niccolo, von der Sonne geweckt, aus dem Schlaf gefahren; erschrocken langt er unter die Bank, ob die Strohflaschen heil? Die alten Augen lugen, lugen nach allen Seiten aus, versunken, verhalten, und doch scharf und überwach. Krapprot! Es gab Menschen, die schworen heilig, Krapprot herausjuchzen zu hören, aus dem sanften Einklang von Oliven, Laubgewedel und bestaubtem Gebüsch, mit dem tauben Piniengebrumm im Grunde!

Ein kurzer Stoß, dann das unsanfte Zurückprallen an die Lehne, und hier ist die Lichtung! Behende hüpft Niccolo hinten hinaus und kommt herum, um den alten Herren über die Radspeichen zu Boden zu helfen; es ist ein geschäftiges Wiegen in erstarrten Knien, dann fliegen die Mäntel in die Karre zurück, Schirme und Taschen kommen zum Vorschein und straks hat der alte Holdbein auch schon den Fleck ermittelt, von dem man einst die Lichtung gesehen, aufgenommen und für ewige Zeiten festgehalten hat. Ist's der Fleck? Ist er's? War's nicht ein wenig weiter weg, rechts mehr, da hinten, wo jetzt die Steine im Haufen liegen? Nun, sicherlich stand man hier genau an der Stelle, wo dieser Junge, dieser Bisbing, seinen Augenpunkt hatte, mit dem natürlich arrangierten Ausschnitt, in dem der Raum dennoch auf eine aparte, um nicht zu sagen künstliche Weise verteilt erschien! . . .

Man ist zur rechten Zeit angelangt, ein kegelförmiger Schatten fällt von der Gruppe schwer in den Wald hinein, und dieser Schatten ist durchkribbelt von tausend Tinten. Sachte schmeichelt sich das volle Licht den Hang herauf, legt sich in alle Falten des jungen Grases hinein, bringt das äußerste Ende des Gezweiges zum Vibrieren, stößt sich an dem zackigen Ausschnitt der Kulisse und reißt in farbige Fetzen auseinander, die vor den schweren Massen des Hintergrundes hin und her flattern. Die Wärme saugt lüstern die letzten Tröpfchen von dem erquickten Laub hinweg, zerbläst sie in winzige schillernde Splitterchen, die vor Ungeduld durcheinandergeraten, eh' sie in der Atmosphäre verschwinden, die Halmspitzen schnellen in die Höhe und wiegen sich, von der Sonne ab, gegen die Sonne hin, von ihrer Last befreit, im welligen Spiel der Nässe, die sich oben rasch, tiefer auf dem Boden langsamer, verwandelt, aber durchaus ihren Zustand verändern will, schließlich in wirbligem Ergötzen auf der Bühne der Lichtung herumirrwischt, alles, was träge, wässerig und dumpf dahinschmachtete, mit sich reißt ins Getümmel . . .

Die alten Herren stehen eng beisammen in ihrer Ecke und staunen einander über die Schultern weg ins Bild hinein, das den fertigen Rahmen fast auseinandersprengt mit solcher Fülle von Sichtbarem. Sie stehen ganz still, keiner spricht, keiner sieht den andern an, aber wer vermöchte es zu sagen, was in den alten Augen und Herzen vorgeht angesichts ihrer Lichtung, die sich nur wenig gewandelt hat, im ganzen vielleicht nur in den Konturen ein wenig verjüngt hat in all diesen Jahren, und dennoch mit jedem Zweiglein und Halm und jedem Luftatom den Bisbings gehört, wie sie einst den

Holdbeins gehört hat und in hundert Jahren den Bisbings und Holdbeins gehören wird, deren Namen wir uns heute nicht träumen lassen . . .

Das Frühstück, nun, die fröhliche Stunde schickt sich an, ohne sonderliches Behagen davonzuschleichen; ist etwa der Wein der Sora der Wein der guten alten Zeit geblieben? Man rümpft die Nase und läßt die Flasche im schwefelgelben Strohgewand abseits ihren ultramarinblauen Schatten auf den sonnigen Rasen werfen. Unter den aufgespannten Schirmen sind die Ledertaschen umgestülpt worden, es zeigt sich, daß verschollene alte Bücher von abenteuerlichstem Format die Reise mitgemacht haben, Skizzenbücher voll mit längst vergilbten Blättern, auf denen verwischte Bleistift- und Kohlenzeichnungen zu sehen sind, Köpfe von der Babuinokirche, Umrisse von den Appiagräbern — sie alle aber, Folianten und windig längliche Heftlein, sind an einer Stelle aufgeschlagen, die deutlich die Lichtung erkennen läßt, den Ausschnitt hier oben im Walde des Sterpara, mit haardünnen Strichelchen gewissenhaft konterfeit, mit grauen und grünlichen Aquarelltupfen erhöht und mit wuchtiger bleischwarzer Schraffierung des Hintergrundes zu einem artigen Bilde zusammengefaßt, sauber gestellt und fertig zur Ausführung daheim im Atelier. — Vergessen das Frühstück, von Hand zu Hand zärtlich herübergereicht, wandern die Bücher im Kreise herum; voll Rührung blickt man ins Buch des nächsten, vergleicht das Bild, die Vision mit der eigenen, macht aus der Bewunderung, die sich dabei im Herzen entfalten will, kein Hehl — die Gespräche wagen sich wieder hervor, erheben sich nach und nach, ein gut gezieltes Scherzwort schlägt die letzte Verstimmung in die Flucht, aus den wurmstichigen Blättern steigen Erinnerungen frisch und liebwert hervor und setzen sich leibhaftig auf den Rasen zwischen die Alten nieder, niemand denkt mehr an die treulose Geliebte, die wenige Schritte weg im Flimmertanz betört sich mit einem andern dreht!

Indes, man muß die Schirme aufrecht stellen, denn die Sonne ist schon hoch, man wirft einen Blick hinter den Schirmen hervor, es weist sich, man hat hier nichts mehr zu schaffen. Alles schwimmt in einem grellen Glanz, der die Farben vermischt und hinunterschlingt in seinen weißglühenden Schlund. Man wird dieses Stück Erde verlassen!

Eh' es aber heißt Adieu fürs Leben, will man sich noch einmal in die Ecke stellen, ganz nahe an den Steinhaufen, um die Lichtung ein letztes Mal zu sehen. Eilig, aus Pflichtgefühl, sieht man einander über die Schultern weg, wendet dann die Blicke zu den Büchern zurück, die man entweder zu nah oder zu weit vor die Augen gebracht hat, man steht eine Weile so, ganz enge beisammen . . .

Plötzlich löst sich jemand aus dem Häuflein. Jemand geht mit gezücktem Schirm auf die Lichtung los, es ist Rubensohn, sein Büchlein hält er aufgeklappt in der Linken, die schirmbewehrte Rechte aber saust auf die Oliven nieder, Aeste fällend, die sich unbotmäßig vorwärtsrecken, auf kecke Art die Skizze Lügen strafend, ein unbeglaubigtes Stämmchen, das im Vordergrund seine Zweiglein mit lustiger Gebärde in der Sonne schüttelt, es muß weichen, die guten Wurzeln klammern sich trotzig an dem steinigen Boden fest, es nutzt nichts, sie geben nach — da hinten in der Gruppe belustigt man sich an dem Einfall des Ewigjungen, es wird ein wenig gekichert, jedoch da kommt der alte Lebrecht vor, und der alte Weishut und der alte Holdbein, sie alle haben ihre Hefte, Büchlein und Folianten krampfhaft zwischen den Fingern fest, und während vom Karriol her

Niccolo und der Vetturin offenen Mundes zu den ewig unbegreiflichen Deutschen hinüberstarren, ist in der Lichtung ein groß Gemetzel im Zuge: das junge Laub, die wilden Gräser, all die hellen Spitzen und Blättchen schaukeln nicht mehr so herausfordernd durch das Dunklere, Zweiglein sind von den Aesten geflogen, Aeste brechen und springen nieder von den Stämmen, die bezwungen ins Bild zurückweichen, es ist eine Viertelstunde der Anstrengung, der guten schweißtriefenden Arbeit, aber als sie verstrichen ist und die atemlosen Kämpfer innehalten und sich umblicken in der Lichtung, da haben die Skizzenbücher Recht behalten ...

Abends hat Weinschenk die alten Herren über Piazza del Popolo gehen sehn, Arm in Arm gingen sie dahin, federnden Schrittes, wie junge Gesellen aus dem Norden, denen der Traum von Rom eben ins Leben geleuchtet hat. Weinschenk ist mit ihnen in die Lorbeerbüsche hinaufgestiegen, wo sie ihre Kegelbahn haben. Sie waren in ihrer Campagna gewesen, ihr Campagna hatte es ihnen angetan, das gute Land der Jugend! Sie trällerten ein paar Takte einer alten Kampfesweise vor sich hin, während ihre Kugeln hinaussausten, lustig und verheerend mitten in die Schar der auseinanderstiebenden Kegel.

Vom Zweck in künstlerischen Dingen

Von Gerhard Franz Gutherz

„Ein Tor stellt mehr Fragen, als zehn Weise beantworten können.“ Keine Frage aber ist töricht genug, daß nicht zehnmal zehn Weise sich um die Antwort bemühen würden. Damit bekunden sie ihre Weisheit. Denn häufig führen die Fragen des Toren in ihrem Sande Gold, mit dem die Weisen sich bereichern.

Gleich einigen Dutzend Schwesterfragen: nach dem Zweck des Lebens, nach dem Zweck der Kultur, nach dem Zweck der Religion, ist die Frage nach dem Zweck der Kunst sinnlos; die Frage eines Toren. Eben deshalb lohnt es, einen Augenblick bei ihr zu verweilen. Daß sie noch immer lebt, nachdem sie so oft von den Knüppeln definitiver Lösungen erschlagen, von Zweifel zerfressen und von Hohn verbrüht erschien, beweist, daß es einen Bestandteil unseres Wohlbehagens ausmacht, uns mit diesem Problem abzuquälen, oder wenigstens andere zu veranlassen, es für uns zu tun. „Hunger und Durst lassen sich nicht aus der Welt schaffen,“ sagt Emerson. So auch alle Probleme. Sobald eine Lösung verdaut ist, kehrt das Bedürfnis, die Frage wieder.

Die Speisen, die er bereitet, befriedigen in der Regel den Koch, der sein bestes Können zeigen möchte, am wenigsten. Ueber jedes Lob erhaben scheinen sie ihm erst, wenn einer der Gäste einen Tadel angemessen findet. Der Angriff wird sein Selbstgefühl erhöhen und er wird, im Rückschlag, mit sich äußerst zufrieden sein. Nicht minder, wenn ein Gönner, weil's ihm hier so gut geschmeckt hat, wie nirgends, immer wiederkehrt. Für solche Gäste aus dem Publikum wird das kleine Traité geliefert, am lustigen Herdfeuer knusprig gebräunt, bekannte Substanzen nach eigenem Rezept.

Die Punze der Wissenschaftlichkeit wird nur erteilt, wo die Begriffe, die von Hand zu Hand gehen sollen, hier also: Kunst, Zweck und alle Mitglieder der Verwandtschaft, ihre klare Personsbeschreibung erhalten haben. Aber Definitionen geben schon auf der Schwelle, ehe man ins Haus eingetreten ist, Anlaß zum Zank, — und führen irre. Sie treiben die Bewegtheit und den Lebensfunken, die umgebende Atmosphäre und den innewohnenden Duft aus unseren Vorstellungen hinaus; sind daher Fälschungen oder nahezu. Selbst das vorzüglichste Büchsengemüse behält nichts vom Aroma des frischen Grünzeugs. Und so rasch erweitern und verengern sich die Begriffe im Lauf der Jahre — kaum ein Tag geht vorüber, ohne ihre Grenzen zu verrücken, daß jede Angabe veraltet ist, bevor sie zu atmen begonnen hat. Werke der Schrift genießen noch nicht sehr lange die Auszeichnung, unter Umständen als Werke der Kunst aufgefaßt zu werden. Die Reimform wurde zunächst allein zu den Schwestern versammelt. Heute sind wir einig, nicht nur Werke der Belletristik, sondern auch Arbeiten wie Grimms Michelangelo und Mommsens Römische Geschichte als Kunstwerke verstehen zu wollen; wohingegen wir die Erzeugnisse, die aus manchen beliebten Versschmiedewerkstätten hervorkommen, als Leistungen tüchtiger Handwerker würdigen, Leistungen, die mit Kunst nicht das geringste zu schaffen haben. Kein Beigeschmack von Unterschätzung trifft solche unkünstlerische Tätigkeit. Wir wissen ganz gut, daß man Hübsches und Amüsantes bieten kann, auch wenn man kein Shakespeare ist.

Jede Definition führt außerdem gewundene Pfade. Man wird müde, ehe die logische Voruntersuchung zu Ende kommt und hat keine Lust mehr mitzugehen. Endlich ist sie überflüssig: annähernd weiß jeder, was Zweck heißt und was Kunst ist, und wo du und ich anders denken, werden wir uns im Verlauf der Sache verstehen lernen.

*

Der Import von Salanganennestern hat für uns nicht die gleiche Bedeutung wie der von Baumwolle. Man würde recht peinlich betroffen, wenn dieses Naturprodukt plötzlich vom Erdboden verschwände. Da die Zahl der Leute jedoch, die an den regelmäßigen Konsum von Salanganennestern gewöhnt sind, nicht sehr hoch, das Bedürfnis kaum sehr dringend sein kann, so hätte das Glück der Menschheit keinen besonders schweren Schlag zu erleiden, wenn es mit dieser Delikatesse nicht länger rechnen könnte. — Ich sage „das Glück der Menschheit", ohne damit den Angelpunkt unseres Lebens auf endgültige Weise charakterisieren zu wollen.

Wenn auch die Eisenbahnschiene ein dringendes Bedürfnis deckt, die Flasche französischen Parfüms zu dreißig Francs ein reiner Luxusgegenstand erscheint, eine Liebhaberei, wie alles Liebhaben überhaupt ein Luxus ist, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, wie tief schmerzlich diese Einsicht unserer kernseifigen Biederkeit sein mag, daß wir nicht immer so unbedacht etikettieren dürfen. Es gibt Geschöpfe, die sich um keinen Preis von der zwingenden Notwendigkeit der Eisenbahnschiene überzeugen lassen wollen und die mit zäher Zärtlichkeit gerade an den Gegenständen des verächtlichen und frivolen Luxus hängen. Anathema über sie, selbstverständlich; aber danach wollen wir bedenken, daß unsere Empfindungen für Luxus und Notwendigkeit sich je nach den Situationen, in denen wir uns befinden, abschattieren. In unseren vier Wänden, in unserem gesellschaftlichen Kreis, unter Gleichgestimmten werden wir die gleißnerische Ver-

logenheit eines gut geschnittenen Hemdes als durchaus nicht so ganz gleichgültig empfinden. Wir werden die Beobachtung machen können, daß unsere Freunde mehr Beflissenheit an den Tag legen, wenn an unserem Anzug die köstliche Mixtur von Bierhaus- und Nässegeruch nicht zu spüren ist. — Aber auch nur, wenn sie dem Inhalt angemessen ist, wird die Geste erfreuen.

Die Bewegung in einem großen Hafen, das Ein- und Auslaufen der Schiffe, das Manövrieren der Schlepper und Leichter, das Verladen der Warenballen, das Rasseln der Kräne, die Kommandorufe des Kapitäns sind der Gegenstand immer erneuten Entzückens. Wir haben ein höchst ausdrucksvolles, vielfältiges Bild menschlicher Erwerbstätigkeit vor Augen. Wenn wir aber hören, daß dieses elegante, weiße Fahrzeug, das eben alle Geschäftigkeit auf sich konzentriert, alle verfügbaren Arbeitskräfte in Anspruch nimmt, alle Aufmerksamkeit auf sich lenkt, eine Vergnügungsjacht ist, die eben zu einem „pleasure trip" ins Mittelmeer rüstet, so wird unser Entzücken wesentlich gelockert. Das Gefühl: Viel Lärm um nichts beschleicht und verstimmt uns. Wir sind nur gefoppte; der schöne, weiße Anstrich, die elegante Form, die wir eben noch bewunderten, sie erscheinen uns als taktlose Prahlerei. Nein, wirklich, dieser Vergnügungsdampfer, auf den sich eine Schar Menschen zu gemeinsamem Faulenzen hinüberwälzt, ist ein störender Klex in dem herrlichen Bild. Nur in Uebereinstimmung mit auffälligen Nützlichkeiten ist uns der Luxus und der Komfort ein Ding der Bezauberung.

Und die Kunst? Welches Gewand trägt sie? Ist sie leerer Luxus? Ist sie Notwendigkeit? Ein tolles Ding jedenfalls, voll unerwarteter Wendungen. Dem, der sie geringschätzig behandeln möchte, kann sie beweisen, daß ein Schutzdach aus Wellblech und ein antiseptischer Verband nicht nützlicher sein können, als sie; und wer mit Ernst und dröhnendem Apparat messen und wägen möchte, dem zerfließt sie in Luft.

*

Mag sie auch als Gesamtphänomen im wüsten Tumult der Weltereignisse, losgelöst von der Realität des Augenblicks nicht faßbar, nicht zu messen, nicht zu wägen sein, wie Leinwand und Kartoffel, so kommt ihr in ihrer täglichen Einzelerscheinung doch ein unmittelbarer Erfolg zu, ein greifbarer und spürbarer, eine Aufgabe, die sie zu leisten hat. So tritt aus der nebelhaften Vorstellung des Endzwecks der nächste Zweck als bestimmte Gestalt vor uns. Wenn wir auch nicht wissen, wozu wir leben, so wissen wir doch annähernd, zu welchem Ende wir die einzelnen Handlungen innerhalb des Lebens: Essen, Straßenbahnfahren, Börsebesuch und Zeitungslektüre verrichten. Alle Dinge, deren Endzweck nur poetischer Ausdeutung zugänglich ist, lassen sich auf ein Tagesmaß reduzieren und dessen Zweck läßt sich ohne weiteres als Nahzweck angeben; als allgemein einleuchtender, nicht weiter diskutierbarer Nahzweck.

*

Wenn man das Tagwerk des durchschnittlichen tüchtigen Menschen betrachtet, wie er aufsteht, seine Morgenzeitung liest, dann von seinen Amts- oder Erwerbsgeschäften bis Sonnenuntergang festgehalten wird, von einer einfärbigen, aufreibenden Tätigkeit, gleichviel, ob es die des Werkführers in einer Fabrik oder des Anwalts in seiner Kanzlei ist, und fragt: welche Rolle spielt in diesem Tagewerk die Kunst? so kann man ihr nur

einen freien Platz finden, den des Hans Narren. Das Inventar unserer Lebensäußerungen verzeichnet unter manchem anderen auch Lachen und Weinen, wertvolle Hilfsmittel der geistigen und körperlichen Hygiene. Zu beiden ist weder im Dampfkesselraum, noch in den Sälen des Staatsarchivs besonders häufig Anlaß. Und haben wir wirklich irgendwann zum Weinen Grund, zum Lachen den Kitzel, so greift das erste zu tief, das andere kräuselt bloß die Oberfläche. Das erste bringt den Kahn zum Kippen, das zweite treibt nicht vorwärts. Die erste Aufgabe der Kunst ist: Zufuhr von geistigen Fermenten, die in der Alltagstätigkeit nicht geboten werden können; Ablenkung, Zerstreuung, Amüsement. Ein bißchen Abendgold nach dem Tag, der unvermeidlich von verdrießlichem Grau trieft. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir nicht leben, um zu arbeiten, daß Arbeit immer gräßlich ist, und nur Sinn hat als Mittel, um das zum Lebensgenuß nötige Geld zu beschaffen — und zweitens, um den Genuß, das Vergnügen nicht zu einem faden Brei auseinanderfließen zu lassen, sondern ihm durch Komprimierung besondere Schmackhaftigkeit zu geben. Derjenige, der erklärt, daß ihm die Arbeit ein Genuß ist, verdient den ethischen Kratzfuß, mit dem er in der Regel ausgezeichnet wird, durchaus nicht. Er ist, — gerade vom Standpunkt der landläufigen Moral, genau so ein Lotterbube, wie ein Spieler, der seinen Tag beim Baccarat zubringt, wie ein Bummler, der von Caféhaus zu Caféhaus zieht. Sie gehen gleicherweise ihren Vergnügungen nach, jeder nach seinem Geschmack. Moralischer ist es durchaus nicht, am Geldzusammenhamstern sein Plaisir zu finden, als es im Ausgeben zu finden. Es läßt sich sogar darüber streiten, welches das Klügere ist.

Ein anderes ist, was die Kunst soll, ein anderes, was sie wirkt. Sie soll nichts anderes als Farbe geben, Abwechslung bieten, unterhalten, und rangiert auf gleicher Höhe mit einem Abendritt, um Bewegung zu machen, mit einem guten Glas Wein, einer Kartenpartie, einem Ball, einem Jagdausflug. Dadurch wirkt sie verbessernd, heilsam, sittlich — noch erhabener, wenn man will — einfach deshalb, weil der Mensch im Gleichgewicht, der befriedigte Mensch besser, umgängiger, für die Gesamtheit nützlicher ist, als der unzufriedene. Wer sich im Theater bei einer tief dekolletierten Zote herzlich gut unterhalten hat, wird am nächsten Tag mit frischeren Kräften an die Arbeit gehen, als derjenige, der sich in Henry Thodes Vortrag: „Kunst und Sittlichkeit", geoffenbart im „Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild .... und zur Pflege desselben am eigenen Körper"*) über das aufdringliche Muckertum geärgert hat.

Wer also fordert, die Kunst solle im täglichen Leben eine „höhere" Rolle spielen, zeigt sich als verschrullt und weltfremd. Die Frage ist gerechtfertigt: woher soll der durchschnittliche tüchtige Mensch, der nicht Kunstfachmann oder beneidenswerter Dilettant ist, in seinen knappen und späten Mußestunden die geistige Kraft nehmen, um den „erhabenen" tragischen Vorgängen nachklassischer Meisterwerke mit genügender Fliegefertigkeit folgen, oder das mikroskopische Seelenspitzengewebe hochnäsiger Poseure auf reine Künstlerschaft mit voller Reizempfindlichkeit auf sich wirken lassen zu können? Solche, die ehrlich ihre physiologisch genügend begründete Vorliebe für gröbere Ein-

*) „Der nackte Mensch gehört der Wirklichkeit nicht an". H. Thode, Kunst und Sittlichkeit, S. 29.

drücke gestehen, als Banausen zu verschreien, ist das abgeschmackteste Banausentum. Delacroix, der berühmte Maler des 19. Jahrhunderts, ein großer Künstler und ein ausdauernder Arbeiter, sagte einmal zu einem Freunde: „Si vous saviez, comme un travail assidu rend indulgent et peu difficile en matière de plaisir! L'homme qui a bien rempli sa journée sera disposé à trouver suffisament d'esprit au commissionaire du coin et à jouer aux cartes avec lui!"

Schluß folgt

Das widerrufliche Mandat / Von Max Stirner

Geschrieben im Jahre 1848 / Herausgegeben von John Henry Mackay

Wenn in unruhiger, zu Gewaltthätigkeiten geneigter Zeit eine Versammlung von Abgeordneten des Volkes zusammentritt, so wird leicht die Befürchtung laut, daß die aufgeregten Massen der Hauptstadt die Ruhe der Berathung stören, oder wohl gar die ganze Versammlung sprengen könnten. Woher der Reiz zu solchen Gewaltschritten? Sollte er nicht daraus entstehen, daß der gesetzliche Weg nicht offen genug ist? Wenn die Volksmassen eine Versammlung sprengen, so geschieht es darum, weil ihnen das Mittel fehlt, sie im gesetzmäßigen Wege aufzulösen. Der Fürst, der eine Versammlung auflösen kann, geräth nicht in die Versuchung, sie zu sprengen; es wäre ja unnützerweise ein Gewaltstreich. Ebenso würde das Volk lieber das gesetzliche Mittel, wenn es ihm freistünde, ergreifen, als das Recht des Stärkeren gebrauchen.

In der That fehlt dem Volke diejenige Befugniß, welche dem Fürsten gegeben ist, die Befugniß, eine Versammlung, wenn sie despotisch wird, aufzulösen. Dieser Mangel hat schon zu wiederholten Malen zur Gewaltanwendung geführt. Vielleicht könnte ihm abgeholfen werden.

Der einzelne Abgeordnete ist nicht ein Vertreter des ganzen Volkes, sondern der Vertreter seiner Wähler. Indem sie ihn als ihren Vertreter in die Versammlung schicken, schenken sie ihm das Vertrauen, daß er in ihrem Sinne und zu ihrem Besten handeln werde. Benimmt er sich dort aber so, daß die Wähler in ihm nicht den Mann ihres Vertrauens sehen; erkennen die Wähler, daß sie sich in ihm getäuscht haben, und wünschen sie eine bessere Wahl zu treffen: was ist dann natürlicher, als daß sie wieder zusammenkommen und einen besseren oder wenigstens ihnen erwünschten Abgeordneten ernennen? Es ist ihnen doch nicht zuzumuthen, daß sie bei einem Irrthum beharren sollen, der sich wieder gut machen läßt; sie sehen ihren Fehler hintennach ein, und es ist noch nicht — zu spät. Oder vielmehr, es wäre noch nicht zu spät, wenn man gesetzlich die Abberufbarkeit des Gewählten feststellte.

Geschieht das nicht, müssen die Wähler für die ganze Dauer einer Versammlung ihre theuersten Interessen einem Mann überlassen, der sich in ihr Vertrauen einzuschleichen gewußt hat, und in dem sie später einen Unwürdigen entdecken: so hat das Gesetz nicht, wie es behauptet, die Wahl eines *Vertreters*, sondern die eines *Despoten* angeordnet. Denn ein Vertreter kann er nur so lange sein, als seine Wähler in ihm ihren Vertreter erkennen, so daß er sofort von seiner Stelle abtritt, sobald ihm die Wähler erklären, daß sie ihm nicht mehr vertrauen und einen anderen an seinen Platz berufen. Ein Despot hingegen ist er, wenn er *unabrufbar* ist, da die Interessen seiner Wähler ganz in seine *Gewalt* gegeben sind.

Eben das ist es aber, was die Menschen in einem freien Gemeinwesen nicht wollen: sie wollen nicht, daß ihre Angelegenheiten in

die Gewalt irgend eines Menschen gegeben seien, selbst wenn dieser Mensch nach seiner besten Ueberzeugung handelte und entschiede. Bietet ihnen das Gesetz gegen den Gewalthaber keinen Schutz, und müssen sie sich ihm für immer unterwerfen, weil sie in dem Wahne, sich einen Vertreter zu wählen, einen Gewalthaber aufgestellt haben, so ist durch den Mangel im Gesetze der Reiz zu Gewaltthätigkeiten gegeben; denn wo das Gesetz gegen Gewalt nicht hilft, da kann man sich nicht wundern, wenn Gewalt mit Gewalt vertrieben wird.

Mithin wird — dieß scheint nothwendig — der Kammerauflösung, welche dem Fürsten frei steht, die Deputirtenabberufung, zu welcher die Wähler berechtigt sind, zur Seite treten müssen. Sie ist die unerläßliche Ergänzung zu jenem fürstlichen Rechte. Wie dieses den Fürsten gegen die Despotie der Kammer schützt, so hat die Abberufungsbefugniß die Wähler gegen die Despotie ihrer Gewählten zu schützen. Und damit die Abberufung ihre Wirkung nicht verfehle und nicht „zu spät" komme, muß von einem Beschluße der Kammer, welchen die Abberufenden mißbilligen, die Stimme des Abgerufenen abgezogen werden, so daß dieser Beschluß selber nichtig wird, sobald so viele Votirende abgerufen werden, daß die Zahl der für ihn Stimmenden zur Minorität wird.

Nur wenn so verfahren wird, kann man sagen, daß die Kammerbeschlüsse im Sinne der Majorität des Volkes gefaßt werden, während bei der Unabberufbarkeit gesagt werden muß, daß die Beschlüsse bloß im Sinne der Majorität der Kammer, d. h. der unabsetzbaren Gewalthaber gefaßt worden sind.

Buch der Liebe / Von August Strindberg

2 / Wichtiger Unterschied

Es liegt im Weib ein instinktives Verlangen, schuldlos zu sein, in ihrem Verhältnis zum Mann nämlich. Wer mit dem ersten skeptischen Wort, vielleicht scherzhaft, den Tempel der Ehe entheiligt, der hat ja Schuld auf sich geladen oder die Austreibung aus dem Paradies verschuldet. Nun, sie sprach das verhängnisvolle Wort. Aber er war stark genug, um der Versuchung zu widerstehen, und antwortete nur mit dem stummen Kummer der Angst, denn er wußte, es handelte sich um das ganze Lebensglück. Beim nächsten Mal wurde er feig, und um seine kindlichen Gefühle vor Gelächter zu schützen, und auch, um sie vom Schuldgefühl zu befreien, antwortete er in dieser Tonart, die das Geweihte alltäglich macht, und zog selber das Erhabene herab, um nicht niedergezogen zu werden.

Dann wächst die Schuld an, wenn das Wort gesagt ist; und wenn die Zeit erfüllt ist, beim Bruch, wirft sie die ganze Last auf ihn: Du hast das und das gesagt! Nun könnte er ja antworten: Du hast angefangen! Ganz wie Adam, als er mit Recht antwortete: Das Weib nahm zuerst vom Baum ... Er aber schwieg, denn er hoffte noch auf Heilung. So lud er sich die ganze Schuld auf und trägt sie noch heute.

Später dachte er einmal: Soll es so sein? Soll der Mann für sie tragen? Vielleicht vermag sie es nicht selber; vielleicht ist sie so unpersönlich, so ohne Selbst, daß es ihr unmöglich ist, ein solches Gefühl wie Schuld hervorzubringen; vielleicht hält sie sich unzulänglich auf diese Art, daß sie nur ein Medium ist, eine Zwischenhand für einen höheren Willen; oder sich für eine Aufgabe, eine Idee nimmt.

Ich weiß von einem Mann, der von einer gottlosen Ehefrau verlassen ward. Als der Augenblick kam und sie einem bösen Mann in die Hände fiel, der die Strafe für ihre früheren Bosheiten auszuführen begann, betete der Verlassene zu Gott, er möge sie schonen und ihre Schuld ausstreichen. Er fand es zu streng, weil sie vielleicht nur unverständig gewesen. Wahrscheinlich sah er in ihr eine Art Kind, das aus Unwissenheit das Haus in Brand gesteckt hat und dafür nicht gestraft werden darf.

Indessen: wer einen Streit anfängt, pflegt ja zur Verantwortung gezogen zu werden; wer die Herausforderung annehmen und sich verteidigen muß, geht frei aus. Das ist ein wichtiger Unterschied!

3 / Szene aus der Hölle

Der geschiedene Mann ging eines Abends, um seine kleine sechsjährige Tochter von der Mutter abzuholen. Sie wollten spazieren gehen, sich Schaufenster ansehen, Spielsachen kaufen, nur eine Stunde lang. Vor der Tür der Mutter wollten sie sich treffen.

Die Kleine kam, wehmütig fröhlich, ein wenig schelmisch im Blick.

Diese Straße, diese Straße, dieses Haus, diese Treppe, die er noch vor kurzem hinaufeilte, die Hände voller Geschenke, um eine Stunde lang das schönste Heim und das Beste zu sehen, was das Leben zeigt: die junge, mädchenhafte Mutter, die ihr Kind zu Bett bringt! — Die beiden zusammmen! Die eine schöner noch als die andere! Und in Liebe verschönt, oder in einer Freundschaft, die in schmerzlicher Einsamkeit entstanden ist.

Er nahm das Händchen, und sie gingen die jetzt schwarze Straße hinunter; da dreht sich das Kind um und sagt halblaut: Mama geht hinter uns!

Warum drehte er sich nicht um, sondern ging noch schneller weiter, das Kind mit sich ziehend?

Frage siebenjährige Qualen, die ihm das Selbstgefühl geraubt hatten, daß er nicht mehr das arme einsame Herz zu besitzen glaubte, das hinter ihm zerknirscht ging und sich nach Versöhnung sehnte.

Das Kind drehte sich noch einmal um, mehrere Male, als sei es in aller Freundlichkeit im Komplott; und der Mann fühlte an der kleinen Hand, wie das Herz vor Erwartung und Hoffnung schlug!

Aber er ging geradeaus, denn er glaubte nicht mehr an eine Wiederkehr, und er wagte es nicht, einem höhnischen Lächeln oder einem hochmütig scharfen Wort zu begegnen.

Er bog in Seitenstraßen ein, aber er fühlte, daß sie folgte . . .

Wer litt am meisten diese fünf Minuten in der Hölle, wo sich die Gefühle kreuzten? Das Kind mit seinen schönen Hoffnungen, die getäuscht wurden; die Mutter in ihrem gekränkten Selbstgefühl, da sie auf der Straße suchte, was sie fortgeworfen; der Mann mit der Ungewißheit und dem Zweifel in der einen Herzkammer und in der andern den grenzenlosen Schmerz, das kleine Kinderherz verletzen zu müssen, das keine Schuld hatte?

Während es aber vorging, empfand er beinahe nichts, denn er war von dem Schlag betäubt. Erst am nächsten Tag fühlte er das Messer im Herzen, und je mehr Zeit verging, desto weher tat es!

Deutsch von Emil Schering

Rundschau

Eulenburg

Eulenburg und immer wieder Eulenburg! Die Rechtsgeschichte der Zeit steht in seinem Zeichen. Eulenburg außer Haft. Wen hat es überrascht? Niemand. Alle Welt hatte beim Beginn der einzigen Aktion seines Lebens, die sich vor aller Augen abspielte, prophezeit, sie würde ausgehen wie das Hornberger Schießen seligen Angedenkens. Und alle Welt, deren Prophetengabe sich so glänzend offenbart, ist bescheiden genug, sich darauf gar nichts einzubilden.

Und die Lehre?

Niemand dürfte vermessen genug sein, diesen Fall, der einzigartig ist mit seinem Milieu und seinem Verlauf, zu generalisieren. Denn nicht einer von uns hätte das Glück des gefürsteten Diplomaten, der eine Anleihe bei der Medizin aufzunehmen vermochte, um seine Rechnung bei der Justiz unbezahlt zu lassen. Er wurde krank und in so heftigem Maße, daß die sanitären Anlagen in Moabit nicht auszureichen schienen für seine Behandlung. Von weit schwereren Fällen, die während der Untersuchungshaft mit dem Tode geendet, hatte die Behörde gelernt, jedes weitere Risiko seiner Uebernahme nach Moabit abzulehnen. Und sie hatte recht; denn in der Charité wurde er „bleich und bleicher", krank und kränker, bis die Aerzte Zweifel trugen an seiner Verhandlungsfähigkeit, die nur die weitgehendsten Rücksichten der Prozeßleitung zu zerstreuen vermochten. Und in dem Maße, als die Chancen fielen auf einen Freispruch in der Verhandlung, stiegen die Chancen auf ihren gewaltsamen Abbruch. Eines Tages hatte die Kunst der Verteidigung versagt und da half die Kunst der Aerzte. Die Krankheit hatte in der Zwischenzeit rapidere Fortschritte gemacht als der Prozeß, der zur Vertagung kam. Sie hatte aber immer noch nicht ihren Kulminationspunkt erreicht. Das holte sie zu gelegener Zeit nach, um Eulenburgs völlige Enthaftung zu bewirken.

Enthaftung?

Niemand wird sie ihm mißgönnen und sie gerechtfertigt finden bei der Eigenart und dem Stärkegrad der Krankheit, die jeden Fluchtversuch ausschließt und jeden Fluchtverdacht zerstreut. Aber völlige Enthaftung? Bei einem Manne, der nach der bewußten Methode des corriger la fortune die Gewinnchancen seiner brüchigen Position durch Zeugenbeeinflussungen zu bessern wiederholt versuchte? Hat seine Krankheit auch diesen Kollusionsverdacht zu widerlegen vermocht? Die Frage drängt sich uns auf die Lippen, und diese Frage, die tausendfältig ganz anders entschieden wurde, bleibt in diesem Falle ungelöst.

Nicht diese Frage allein ist's, die sich der Prozeßbehandlung Eulenburgs abnötigt und behördliche Aufklärung für das Rechtsbewußtsein der Zeit erheischt; auch eine andere Lehre, eine wichtige, bietet der Behörde dieser Fall, die selbstverständliche Lehre: die sanitären Anlagen im Untersuchungsgefängnis der deutschen Metropole zu vervollkommnen, damit das Gesetz in der Praxis auch an Patienten à la Eulenburg sich durchsetzen kann und der Untersuchungsbeschluß sich durchführen läßt.

Eine technische Unvollkommenheit hat Eulenburg in seiner schwierigen Lage geholfen und seinem Prozeß eine Wendung gegeben, die die Oeffentlichkeit mit einem Gefühl des Mißtrauens begleitet. Wenn andere Gentlemen — weniger blaublütig, aber gleich fragwürdig — eine leidvollere Behandlung genießen sollten, dann werden sie die Ursache ihres Mißgeschicks in der Vervollkommnung der Gefängnisse zu suchen haben, die diese in der Zwischenzeit erstreben werden!

Dachs

Theater

Deutsches Theater: Kabale und Liebe. Grau und gelb; das sind die Farben der Brahmschen Bühne. Und Spinnweben hängen im Germanistenzimmer. Einmal sah ich dort eine grüne Wiese mit Sonne darauf und Blumen. Es war eine ganz unglaubwürdige Sache. Damals wurde auch ein dramatisches Gedicht gespielt, ein schwermütiger Dialog, dessen letzten Worte auf einer blühenden Wiese, an der Sonne gesprochen werden. Ein Dialog voll leiser, schmiegsamer Regungen und ganz im Duft getrockneter, gepreßter Blumen. Es war duster, die Worte an der Sonne fielen pedantisch, pastoral — auf das Spiel drückte . . die Hand eines Regisseurs, den das feingliedrige, bittersüße Spiel da nichts anging, der nur seine Arbeit verrichtete, wo das Herz und die reinen Sinne hingehört hätten — ich will gerecht sein: die Verstandeskultur eines Nordländers bemühte sich um fremde Reize. Oder hatte mich Reinhardt schon verdorben?

Hatte mich der Süden Europas hinweggelockt und war es mir nun, da ich bei der Rückkehr in den Norden diese südliche Station fand, unmöglich, in Bezirke hinüberzufinden, wohin irgend eine verlorene Sehnsucht in mir vielleicht verlangt hätte? Ich sah bei Brahm (außer großen Künstlern) nur eine achtunggebietende Konvention, das Programm von 89, die Schule. Bei Reinhardt war Freiheit, Sinnesschnurren, Unruhe, Erwartung, Lust. Warum empfand ich vor zwei Wochen bei Brahm, als doch ein Drama gespielt wurde, dessen erste Bewunderer noch zur Hälfte unserer Generation angehören, warum so peinlich dieses Geisterhafte, Entfernte, und Armut an Blut und Phantasie — trotz Bassermann, Lehmann, Sauer — wo ich jetzt bei Reinhardt „Kabale und Liebe" sah wie etwas Heutiges, so frisch und satt glänzten alle Farben, in die Reinhardt die alte Intrige gekleidet hat, so nah war mir eine schon schimmelig gewordene Bürgertragödie gerückt . . Trotz Waßmann, der den Kalb rücksichtslos verkindschte und statt einen Menschen darzustellen Satz für Satz auflegte und mit immer der selben linden Bewegung seinen spezifischen Humor herausmassierte; trotz Harry Walden, dessen besseres Künstlertum in lauter „Feurigkeit" verpuffte . .

Solche Ereignisse versetzen mich immer in einen glückseligen Zustand der Gleichgültigkeit gegenüber Kunst und Literatur; ich bin fröhlich, ich spüre Flügelansätze irgendwo, ich bin durchaus dem Leben gewachsen. Auf der Heimfahrt verliebe ich mich von neuem in die Fernzüge, die unter heftiger Musik vorüberschaukeln. Wenn ich gefragt werde, antworte ich: Wegener war gut; aber in Tilla Durieux und Alfred Abel erkannte ich die „neuen Menschen". Menschen, deren Leidenschaftlichkeit vor ihrem und unserm Geschmack besteht. Ich wäre nicht abgeneigt, von ihnen wie von den Menschen eines eben erschienenen Romans zu sprechen, die selbst wiederum irgendwo in Berlin wohnen.

So menschlich kann das Theater machen. So hat es das Theater (die Hure) in der Gewalt, unsere durch das Berliner Klima bedrohte Standhaftigkeit wieder aufzurichten. —

Es war eine gesegnete Woche. Am Freitag spielten im „Gastspiel-Theater" Giovanni Grassos Sizilianer. Er selbst — erinnert mich an einen Freund, einen Prachtkerl, der ein Drama geschrieben hat, worin, hinter der Szene, alle wichtigeren Schlachten des Krieges von 1870/71 geschlagen werden. So ungefähr las er vor, wie der Cav. uff. Giovanni Grasso spielt. Signora Bragaglia ist schön. Ich will sie wiedersehen und dann ihre Schönheit beschreiben. Beschreiben möchte ich auch Viscuso, der den Müller gab, und Musco, einen Blinden aus dem Neapeler Bild von Breughel, das man mit allen Einzelheiten in Jahr und Tag nicht vergißt. Herrlich ist das Zusammenspiel der Sizilianer. Das hat mich an die Moskauer erinnert!

Ich möchte, da ich doch nicht in Palermo spazieren laufen kann, jeden Abend bei ihnen im Theater sein. R. Sch.

Oaha / Ein Pamphlet

Mit „So ist das Leben" begann Wedekind (soweit der muskulöseste Tragiker unter den lebenden Dichtern) die Reihe seiner Beschwerdeschriften gegen Zeitgenossen, die Gott schuf, damit sie einen außerordentlichen Genußmenschen an seiner Behaglichkeit kürzten . . . Auf dem Titelblatt stand: „In der deutschen Kunst gibt es nichts, das so gemein wäre, wie die Kunst Frank Wedekinds." Julius Hart.

Die Rache war schön; erschütternd in ihrer Menschlichkeit, beschämend durch die überlegene Sprache, mit der Wedekind seine Sache vor sich selbst und dem großen Unparteiischen, dem Tribunal für alle Auserwählten, führte. Er antwortete, wie Künstler, die sich ihrer Würde bewußt sind, zu antworten haben; mit der Schilderung eines Schicksals . . .

Dann kam der Erfolg.

Er scheint Wedekind zerrüttet zu haben. Vielleicht fühlte sich der Pariser Markthallenbummler, der vermummte Herr anrüchiger Schicksale und allzu farbiger Totentänze in ganz bürgerlicher Weise „exponiert"; unverstanden oder doch mißverstanden, einer gruselnden Neugierde ausgesetzt, die in ihm bald ein Vieh, bald einen Clown sah . . . Der Chok jagte in ihm vorerst noch den tragischen Schauer auf, der seine besten Gestalten schüttelt, brüske Anwandlungen von Schicksalsgefühlen, Todesangst, Verlorenheit, Lebensjammer und tödlichem Trotz, die ihn zu dem einzigen machen, als der er in seiner unlyrischen Kraft über alle Magier der deutschen Bühne hervorragt. „Hidalla" enthielt, in unreiner Mischung, leuchtende Stücke von einem Kunstwerk; selbst Launhart wirkte über das Interesse hinaus, womit wir uns über eine für die Kaffeehauskolportage berechnete Publikation „Albert Langen, von hinten gesehn" hermachen würden . . . „Oaha" ist ein Pamphlet.

Menschen, die in „Hidalla" immerhin noch Gestalten waren, kehren hier als Figuren wieder, bläßlich wie schwache Illustrationen. Beginnt man dann doch, weil man ihre Originale kennt, lebendige Menschen durchzusehn, so gleichen sie Gummipuppen, an denen Wedekind sich im Boxen trainiert, Hampelmännern, kollernd wie lebensgroße Stehaufmännchen, die

man umherwirbelt, und die sich, in lichten Momenten, im Wedekindschen Dialog versuchen.

*

Diesmal ist das Motto ein Witz, der im „Simplizissimus“ unter Wedekinds Karikatur zu lesen war. „Das verdammte Fett verdirbt mir meinen ganzen Satanismus.“ Sehr schön; damit sind, in eindeutiger Weise, Thema und Tonart der Musik angegeben, die nun kommen soll. Nach der Aufzählung der „Personen“ wird zum zweitenmal die Fanfare geblasen. „Auffallende Dekorationen und Requisiten, Entfaltung eines besonderen Stiles, Verwendung einer Drehbühne, sowie aller sonstige Humbug einer klobigen, marktschreierischen Regie sind bei der Aufführung dieses Stückes verboten.“ Diese Regiebemerkung ist verfrüht; die Erwartung, daß Albert Langen sich mit Reinhardt assoziieren werde, bestätigt sich nicht. Das Gemetzel beschränkt sich auf Ole Olestierna, Dichter und Politiker; Leona, seine Tochter; Georg Sterner, deren Gatte, Verleger des Witzblattes „Till Eulenspiegel“; die Maler Gadolfi, Heinrich Freiherrn von Tichatschek, Kuno Konrad Laube und Leonhard Burry; den Schriftsteller Dr. Kilian; den Grafen Aldebaran und die Dame Wanda Washington. Außerdem werden noch zwei Buchhalter einbezogen, von denen der eine ein Zuchthäusler ist, während der andere ein anständiger Dummkopf zu sein scheint.

Sie sind alle keine problematischen Naturen. Wanda Washington sagt ganz schlicht: „Du kannst keine andre Frau brauchen als eine, wie ich es bin! Eine Frau, der nie ein Mann genügt hat, der nie einer genügen wird! Eine Frau, der die ganze Liebe der ganzen Welt nicht zuviel wäre! (Mit Inbrunst.) Eine Frau, die alles erträgt und ewig unersättlich bleibt . . .“ Georg Sterners Unanständigkeit wird einzig durch die unverjährbare Gewissenlosigkeit kompliziert, womit er sich das väterliche Vermögen in der Höhe von 750 000 Mark von seinem Freund, dem Maler Gadolfi, hat abnehmen lassen. Seine Frau behandelt er wie ein Metzger; sie hingegen hat ihn wegen seiner einzig dastehenden Roheit für einen Millionär gehalten und ihn, achtzehnjährig, geheiratet. Sie reift schnell, da sie erfährt, daß Gadolfi ihrem Mann finanztechnisch überlegen ist, daß (ferner) der Plan, sie zu heiraten, von Gadolfi ausgeheckt war und Sterners Verdienst sich darauf beschränkt, dem Maler in der Ausführung des Unternehmens zuvorgekommen zu sein. Aber sie liebt Mann und Kinder; um dann Gadolfi zu heiraten . . . Ole Olestierna spricht: „Als ich vor vierzehn Tagen in der Heimat war, sagte ich zu unserm König: Die Dynastie Olestierna wurzelt tiefer im Volke als deine Dynastie.“ Er handelt nicht anders. Als Sterner ihm erklärt, er müsse morgen ins Gefängnis (was Olestierna sehr erschreckt) und beifügt: „Wo kommt man mit seiner Menschenliebe denn anders hin?! Jesus Christus ist auch ins Gefängnis gekommen“, reicht Olestierna ihm die Hand: „Ich bitte dich um Verzeihung . . .“ Der Freiherr von Tichatschek scherzt, in der feinen Wäsche galanter Damen jage er mit der gleichen Leidenschaftlichkeit nach Witzen, mit der andere Kavaliere darin nach Flöhen jagen. Ein Blödian . . . Leonhard Burry ist eher eine Legende als ein Mensch; ein mystischer Vulkan, der Grobheiten ausspeit, sinnlos; von einer Trottelhaftigkeit, die an Gehirnparalyse grenzt. Einmal schlägt er Sterner in die Zähne hinein. Damit ist er erschöpft. Nein, es kommt noch Größenwahn hinzu . . . Dr. Kilian fragt, in den Anblick einer Zeichnung versunken: „Sind das fühlende Menschenseelen? Tut sich das jemals eins hinter die Ohren hauen?“ Er tut einen auf die Kirchweih laden, und „ist ein Mensch, wissen Sie . . .“ Kuno Konrad Laube wird nicht so recht angepackt. Er darf tatsächlich witzig sein. Im entscheidenden Augenblick wickelt er, mit bestrickender Liebenswürdigkeit, den Verleger Sterner ein; und den versenkt dann vollends der Automobilfabrikant Graf Aldebaran. So wird dem Sterner das Leder gegerbt, bis er für den Sitzredakteur des Witzblattes „Till Eulenspiegel“ reif ist.

Das Marionettenstück hat fünf Akte. Erster Akt: Sie haben alle miteinander kein Geld. (Aber Sterner gibt eine große Gesellschaft mit 3,75 Mark in der Tasche.) Zweiter Akt: Es geht besser. Prozeß wegen Majestätsbeleidigung. Flucht Sterners nach Paris. Einsetzung eines Zuchthäuslers zur Beaufsichtigung der Mitarbeiter. Krach mit Frau Lola. Vorwand: sittliche Entrüstung, weil sie sich (auf seinen Wunsch) im Nachthemd auf Tichatschecks Knie gesetzt hat, der dafür seine Wettrennenzeichnung um 100 Mark billiger ließ. Dritter Akt: Es geht gut. Dr. Kilian entlarvt den Zuchthäusler, der in Sterners Abwesenheit 24 000 Mark unterschlagen hat, mit Hilfe eines Revolvers, der einigemal losgeht, und einer Telephonverbindung mit seinem Freund, dem Ersten Staatsanwalt. Der Zuchthäusler unterzeichnet eine Abmachung, wonach er die 24 000 Mark ratenweise zurückbezahlen wird, und erhält dafür ein glänzendes Abgangszeugnis. Die Mitarbeiter verlangen Erhöhung der Honorare. Abgelehnt. Vierter Akt: Putsch. Die Mitarbeiter erzwingen ihre Einsetzung als gleichberechtigte

Teilhaber des „Till Eulenspiegels“. Sterner beteiligt sich an der Automobilfabrik „Odysseus“. Da er sehr niedergeschlagen ist, setzt sich ihm Wanda Washington mit einem Sprung auf die Knie, streckt die Fußspitzen und schlingt ihm die Arme um den Hals. Wanda: „Jetzt sollst du die Engel im Himmel pfeifen hören, daß du deine Frau in Paris für alle Zeiten vergißt.“ Fünfter Akt: „Odysseus“ bankrott. Frau Lola heiratet Gadolfi. Sterner Sitzredakteur. Dr. Kilian (tut einen Luftsprung und klatscht in die Hände): „Jetzt wird aber in Konfiskationen gearbeitet.“

Finita . . .

*

Das Schauspiel hat eine Idee (und einen Einfall: einen alten Klubsessel, worin man versinkt, und den Sterner zur Einschüchterung von Besuchern benutzt). Die Idee heißt „Oaha“; ein Idiot, den Sterner in der Schweiz entdeckt hat; ein Nabelbeschauer, der auf einem niedrigen Karren durch die Redaktionszimmer des „Till Eulenspiegels“ gefahren wird. Die Maler zeigen ihre Zeichnung und halten ihm eine Schiefertafel hin. Oaha bricht zuerst in Gelächter aus und schreibt dann, nachdem er ausgelacht hat, mit dem Griffel auf die Schiefertafel den Witz, der zum Bild gebraucht wird. Dabei sagt er ununterbrochen: Oaha! Oaha! Oaha! . . . Das ist die Idee. Sie bleibt krüppelhaft. (Deshalb wird sie auch wohl auf Rädern gefahren.) Vielleicht als die Personifikation des Stumpfsinns gedacht, der sich, Witze machend, ins Philosophische, Kosmische, radikal Idiotische auswächst, als eine Art Till-Eulenspiegel-Buddha, den gediegene Auguren anbeten, ist sie doch nur als schlummernder Gedankenembryo im Gehirn des Dichters zu erkennen. Wie, in der Geschichte Sterners, der Anlauf zur Gestaltung einer Marquis Keith-Episode, so ist hier der Versuch einer übermünchnerischen Groteske hoffnungslos gescheitert; sogar der üppige Wedekindsche Dialog bis aufs krasse Schema abgemagert. Es bleibt: ein Pamphlet als Marionettentheater. Ein Pamphlet gegen den „Simplizissimus“, wo Präzisionstechniker in Witzen arbeiten. Es soll gezeigt werden, sie verachten sich selbst, sind eitel, mehr oder minder verblödet, verschweint durch die gewerbsmäßige Prostitution ihres Talentes, Geschäftemacher. Nur Menschen, die ganz tief gesunken sind, können solches betreiben. Affen. Narren.

Schade um das Pamphlet. Dieses hier scheint mir mißraten.

Ein Pamphlet, zwar, ist eine bösartige Temperamentsäußerung; im Pamphlet wird nicht mit logischen Argumenten eine These verfochten, sondern eine Empfindung (Haß, Spott, Empörung) gepeitscht und auf den Gegner losgelassen. Ein Pamphlet ist eine Hetze. Sein Wert hängt aber von der Ueberzeugungskraft ab, womit ein mit „dem Blick des Hasses“ gesehenes und auseinandergerenktes Stück Leben geschildert ist. Deshalb kann es an ein Kunstwerk heranreichen, ihm sogar täuschend ähnlich sehn. Deshalb kann es der respektvollsten Bewunderung wert sein, begeistern . . . Man muß ein Genie von einem Advokaten sein, um gute Pamphlete zu schreiben; wichtig ist: man darf keinen Augenblick aus der Rolle fallen. Das Temperament muß aushalten.

Definition des literarischen Pamphlets: ein Meisterwerk an künstlicher Konstruktion und pervertierter Psychologie.

„Oaha“ ist nur lustig; und nur in seinen vier Akten. Der letzte, der Gipfel, entpuppt sich als eine bedauerliche Schwachheit.

Schade um das Pamphlet. Dieses hier ist nur ein halbes. René Schickele

Politische Gedichte

Der „Einsichtslosigkeit“ der Redaktion, die dem Herrn J. Diot zwei Gedichte ablehnte, verdankt der Leser folgenden erfreulichen Erguß:

In eigner Sache

Drei Wochen sind dahingeflossen:
In Nürnberg tobten die Genossen;
Fürst Eulenburg kam an die Luft;
die Dänen rochen Schwindelduft;
die Hochbahn fiel von dem Geleise;
der Kaiser machte keine Reise;
bei Hülsen die Assyriker
begeisterten den Lyriker,
und viel Gewichtiges fand statt. —
Las man's in diesem Wochenblatt?

O Leser, Freund und Publikum,
man las es nicht. Dies Blatt blieb stumm.
Es hielt das Maul der J. Diot,
und in der Flinte blieb sein Schrot . . .
Denn was der Hahn dem Hühnervieh,
und was dem Lehrling der Kommis,
und was der Gattin der Gemahl,
dem Prokurist der Prinzipal,
und was dem Auto der Chauffeur,
dem Autor ist's der Redakteur.

In seinem Hirn wird erst gesiebt,
was so ein Dichter von sich gibt,
ob es durch Scharfsinn ausgezeichnet
und sich für Sie, o Leser, eignet.
Doch wenn die Macht den Menschen bläht,
wird leicht das Gute roh verschmäht,

und ehe sich der „Morgen“ lichtet,
hat man auf mein Gedicht verzichtet;
ob freundlich lächelnd, ob verdrießlich, —
die Wirkung bleibt dieselbe schließlich.
Im Geldschrank bleibt mein Honorar,
weil jener ohne Einsicht war . . .
Nun öl' ich neu die Dichtmaschine
und füg' geschäftig wie die Biene
den Honigklex zu diesem Blatte,
was mir die Redaktion gestatte.

J. Diot

Jung und Alt

Von Alters ziehn an jedem Strang
zwei feindliche Gewalten,
beseuert von verschiedenem Drang:
die Jungen und die Alten.
Die Alten sind des Lebens froh
auch ohne Neuerungen.
Dagegen brennen lichterloh
für Fortschritt alle Jungen.
Man merkt das bei den Sozis schon:
Die Jungen sind verwegen
für opportune Revision.
Doch Bebel ist dagegen.
Selbst in der Kunst ist das Genie
zersplittert und gespalten:
Hie Rinnstein — dort Akademie;
hie Jugend — dort die Alten.
Hier heißt es: Bravo, Liebermann!
Dort schreit man: Hoch der Kaiser!
Und beiderseits schwingt wedelnd man
der Künste grüne Reiser.
Was bei den Sozis Bebel ist —
hier ist's der König Rexe.
Wer ketzert heißt Revisionist;
sein Bild ist ein Geklexe . . .
Zum Herbstsalon ziehn nach Paris
die Jungen, die Modernen.
O Bebel-Wilhelm, hindre dies,
heiß' jene sich entfernen! . . .
Noch sieht man fest die Strippe ziehn
die alten Radikalen,
und kommandiert wird in Berlin
das Kläffen und das Malen.

J. Diot

Die Belgier

Heutzutage wird alles im großen Stil betrieben. Das Werk eines einzigen Künstlers, lohnt es? Die Gesamtheit muß herhalten, die Masse muß die Suggestion bringen. Nach diesem Prinzip werden Industrieausstellungen veranstaltet, und dieses Prinzip scheint jetzt in der Kunst gelten zu wollen. Vielleicht wäre es ratsam, einen internationalen Verband zu bilden. Sukzessive schiebt das eine Land dem anderen seinen Vorrat zu, und das Publikum sitzt wie im Wandelpanorama.

Man hat die englische Ausstellung noch in Erinnerung, zu der alles sich drängte, ob es nun Kunst verstand, empfand oder nicht; man mußte dagewesen sein. Es war eine Sache. Den Akademikern schwoll der Kamm; sie reckten sich noch einen Zoll höher; es war Wasser auf ihre Mühle.

Den Belgiern wird dieser Zulauf nicht beschieden sei. Es fehlt das Effektvolle. Sie sind weder in altem noch in neuem Sinne interessant. Man kann das Niveau etwa so kennzeichnen: Es ist nicht so langweilig wie unsere akademischen Kunstausstellungen und nicht so interessant wie die modernen. Ein Mittelstadium, das Achtung weckt. Aber Achtung hat immer etwas Reserviertes.

Solche Ausstellungen, die ein Gesamtbild geben wollen, haben immer etwas Unsicheres.*) Wer hat sie zusammengestellt? Ist es ohne Intrige abgegangen? Das Protektorat einer Regierung löst nur Mißtrauen aus. Man denkt an lyrische Anthologien, die von patentierten Lehrervereinigungen herausgegeben sind und die das Beste verschweigen. Weiß man's? Ich denke an die Ausstellung russischer Kunst bei Schulte vor zwei Jahren. Das hatte Rhythmus und Schmiß, da war was zu lernen. Das trug den Stempel des Persönlichen an der Stirn; es war ein Bekenntnis.

Im allgemeinen ist das Resultat dieses. Besonnene Kraft und reife Kultur stecken in diesem Volk. Eine gewisse Herbheit, die aller Süßlichkeit aus dem Wege geht (wie viele wären nicht bei den Rops-Motiven flau und flach geworden, wo dieser Belgier noch eine gewisse zeichnerische Geradheit bewahrt); auch große Auffassung und Sachlichkeit.

Belgien liegt zwischen Holland und Frankreich. Beides wird bemerkbar. Holländisch wirken einige Stilleben und Interieurs und die Art, wie Personen gesehen und zueinander gestellt sind; französisch ist ein feines Gefühl für die technischen Werke, das Innehalten eines künstlerischen Niveaus. Etwas Resigniertes, fast Müdes liegt über dieser Kunst, deren sachlicher Ernst imponiert. Das Alte dominiert; meist ist ein dunkler Ton innegehalten. Meunier taucht auf, ohne sonderlichen Eindruck zu hinterlassen; Leermens zieht vorüber mit seinen bilderbogenartigen, beinah karikaturistischen, harten und markanten Elendsbildern; vergrößerte Ostedes, mit dem schrillen Ton der Anklage. Man entdeckt übermäßig bunte, abziehbilderartige Gemälde von Braekelser, dessen tistelige, künstelnde Manier aus den alten Holländern ein skurriles Spiel macht; nach einiger Zeit bewundert man eine gewisse trockene Geistreichigkeit daran.

*) Sie verführen zu allgemeinen Urteilen und sind im Grunde doch nur willkürliche Ausschnitte.

Evenepoel dokumentiert französische Kultur in feinen, auf blau und schwarz und grau fleckig gestellten Bildern; drei tieftonige, wie vergrößerte Graphik sich darbietende Landschaften wirken eindringlich. Manche Säle sind ganz schlecht. Wauters, Stevens, brrrr —! Geleckter, glatter, süßlicher Kram!

In dem großen Mittelsaal verweilt man mit einigem Vergnügen vor zwei großen dekorativen Gemälden, die sich in ihren Farben glücklich ergänzen, obwohl oder gerade weil sie kontrastieren. Das eine ist braungelb und rot, das andere blaugrau und grün gehalten. Beide haben Rhythmus und Einheit, besonders das erste, und der matte Ton hält sie gut zusammen.

Man geht durch diese Ausstellung mit wechselnden Gefühlen. Der erste Eindruck: gute, tüchtige Arbeit, solides, vornehmes Können. Zweiter Eindruck: wo sind die Neuen, gibt es hier keine Pfadsucher? Endeindruck: wenn schon ohne Zweifel zuviel gemalt wird, so ist es doch noch zweifelloser, daß viel zu viel Ausstellungen gemacht werden. Diese Fixigkeit hat etwas Industrielles; man variiert, changiert, und immer wieder wird ein neuer Jahrmarkt inszeniert. Auf diese Weise will man dem Publikum suggerieren, daß die bildende Kunst heute die erste Rolle spielt.

Aber gewiß war es wertvoll, die Belgier einmal bei uns zu sehen, auch wenn man ruhigen Geistes nach Hause geht und nach ein paar Stunden sich vergeblich fragt, was man nun Bleibendes empfangen hat. Man weiß nicht mehr recht . . . Liegt das nun an den Veranstaltern oder ist es Wesenscharakter? Man müßte nach Belgien reisen und dort einige Jahre die Ausstellungen, Salons und Ateliers abpirschen. Man weiß es eben nicht. Man denke sich, unsere Regierung wollte eine Ausstellung deutscher Kunst zum Dank in Brüssel veranstalten. Was dabei herauskommen würde, man weiß es. Also: seid vorsichtig im Urteil und erkennt die Mühe dankbar an. Ernst Schur

Scheerbart und die Revolution

Erstes Motto:
Clemens: Sprichst du im Ernst?
Rinaldo: Narr! Ich sprach lustig, und daher sprach ich im Ernst. Das ist so die Gepflogenheit der Geister.
Paul Scheerbart: Das Gift, eine Mondscheinkomödie

Paul Scheerbarts sechs Bände „Revolutionäre Theater-Bibliothek" sind ernst gemeint. Sie enthalten keinen Bierulk und keine Fastnachtsscherze. Aber es ist die Gepflogenheit dieses Geistes, lustig zu sprechen.

Zweites Motto:
Es fehlt uns am Lustspiel hauptsächlich deshalb, weil es uns an der Lust fehlt, die mit sich selbst spielt, und an dem Sinn dafür.
E. T. A. Hoffmann: Signor Formica

Aber im vierten Akt von Paul Scheerbarts Kapitalisten-Tragödie „Es lebe Europa" schlägt Herr Direktor Josef Urban mit beiden Fäusten so heftig auf den Tisch, daß durch die Erschütterung gleich der Vorhang runterfällt — —

Womit etwa zu vergleichen wäre des Jean-Baptiste Poquelin de Molière: „Que de gens assemblés!" und „Quel bruit fait-on là-haut?" (Harpagon, auch am Schluß des vierten Aktes) — —

Womit weiter zu vergleichen wäre:

Freiherr von Mordax: Mord und Tod, dies übersteigt mir die Geduld! Mich geknebelt in die Stadt transportieren lassen! Ho, ist das der Lohn, daß ich meine Rolle so göttlich gespielt habe? Glauben Sie, ich wüßte nicht, Herr Theaterbaron, daß Sie der Schauspieler W...h sind, und daß Sie mir nichts tun dürfen?
Grabbe: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung, 3. Akt

Scheerbart, Molière und Grabbe! Potz Wetter! Nun ja, man muß doch einen Maßstab haben. Und keinen geringeren.

Drittes Motto:
Ueberhaupt ist der Deutsche viel zu gebildet und zu vernünftig, als daß er eine kecke, starke Lustigkeit vertrüge.
Grabbe: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung

Darum vertragen sie Paul Scheerbart nicht. Was das ancien régime du théâtre von Paul Scheerbart hält (das ancien régime du théâtre hält Paul Scheerbart für verrückt), schließt für seinen Beruf als Revolutionär des Theaters.

Aber die Revolution (oder der Putsch) scheint mißlungen. Das ancien régime macht weiter, und ich höre sogar, der Rest der verlegten Revolution sei eingestampft.

Nun ja denn! Die Revolution ist mißlungen (aber der Revolutionär lebt noch!). Ist mißlungen, weil Scheerbarts Dramen die Kunst-Dimensionen fehlen. Das vollzieht sich alles in der vierten Dimension der Kunst. Weil Scheerbart wirklich (die vom ancien régime haben ja so recht!) kein Plastiker ist. Weil seine Stücke witzige Einfälle mit verteilten Rollen sind. So viel tret ich ab.

So viel tret ich ab: in einem Augenblick der objektiv gelenkten Feder. Also seien Sie auch objektiv und geben Sie zu: Schiller — Rhetorik mit verteilten Rollen — auch kein Plastiker! — Sie wollen nicht objektiv sein? Dann will ich auch nicht. Dann will ich lieber Scheerbart überschätzen. Aus voller Seele nehme ich das Maul

recht voll und sage: „Scheerbart ist doch ein Plastiker“. Ich will ihn überschätzen.

Ich will ihn überschätzen: nicht weil er die frechen aristophanischen Einfälle hat. Die geben sie ja alle zu. Und die habe ich auch (nur kann ich leider nicht dichten; aber meine Einfälle will ich nächstens publizieren). Nein, ich überschätze Scheerbart, weil er die Einfälle in einer so burlesken, grotesken, oder sagen wir mal: in einer so scherzhaften, satirischen, ironischen Weise formt, daß ich ganz übersehe, wie man die tiefere Bedeutung seiner Einfälle nicht sieht. Weil ich sie aber sehe, ohne zu sehen, daß andere sie sehen, oder weil ich sehe, daß andere sie nicht sehen, überschätze ich Scheerbart.

So mache ich den Schluß, daß in der revolutionären Theater-Bibliothek etwas steckt, das in mir steckt (aber, das ist der Unterschied, das ich nicht herausbringe), oder sagen wir in Deibles Namen, das mir liegt: Dieser Haß gegen das Pathos, diese Lächerlichmachung der Muskel-, Brustkasten- und Stiernackenkunst (mit der man noch immer Karriere machen kann), diese Verhöhnung der Riesengeste und der theatralischen Bauch- wie Riesenwelle. Dieses Antipodische der Heimatkunst, dieses lückenlose Zusammenschmeißen aller Dinge heutigen Tages, die auf der Straße liegen, über die keine Satire zu schreiben schwer ist, über die aber keiner eine Satire schreibt. (Die Otto Ernste und John Lehmanne zählen nicht.)

Also, Paul Scheerbart ist nicht verrückt. Aber der Mann unterschätzt sich ja: weil er das Kosmische in seinen Stücken für wertvoller hält als das eben einfach Phantastische, und weil er sich für kosmischer, unirdischer hält, als er ist. Er schreibt eine einaktige Tragikomödie „Die Urgroßmutter“. Er läßt eine Urgroßmutter (nicht die Mutter, nicht mal die Großmutter, nein, die Urgroßmutter), da sie auf dem Sterbelager liegt, ihren Urenkel schwören, „eine feste Stellung anzunehmen und alle Weltverbesserungspläne in den Ofen zu stecken“!!! Aber Scheerbart, Paul Scheerbart! So willst du (wir haben doch mal zusammen Schmollis getrunken!), so willst du aus dem Vorstellungskurs des Irdischen herauskommen? Wie du im Vorwort vorgibst? Scheerbart, alter, abgewirtschafteter Realiste! Die Szene haben wir ja alle erlebt. Ha — ha! Scheerbart, der das Alltagsleben belauscht! — — Und deinen Kneetschke den soll's auch nicht geben? Und dumme Luder sind wir doch alle! Wir alle wollen doch so 'n Dreckleben nicht weiter führen.

Und zweitens unterschätzt sich Scheerbart, weil er das Kosmische für wertvoller hält als das rein Phantastische. Stern hin, Stern her! Kneetschke ist nicht nur der treue Hüter adliger Ehre, sondern er hat die phantastische Idee, Verlobungsanzeigen dürfen nur auf Tausendmarkscheine gedruckt werden. Und seine Katastrophe entsteht aus einem Witz.

Das dumme Luder nimmt sich das Leben nicht, weil ihm der bekannte Coitus humanus nicht gefällt, sondern weil es lächerlich ist, daß zur Zeugung ein Mann und eine Frau zusammen fünfhundertmal in einer Stunde zwei weiße Wände bespucken! Höchst phantastischer Bei-Spuck!

Irgendwo bei Scheerbart erscheint der Erzengel Gabriel in preußischer Gardeuniform, drei und einen halben Meter groß: der Kopf also naturgemäß (naturgemäß ist sehr gut) sehr klein.

Und in dem Schildbürgerdrama „Die Wurzeln der Wohlhabenheit“ gründen die Schildbürger einen Uniform- und Titularverein, um dadurch dick und fett zu werden, und der empörte Kaiser verlangt, daß sie auch die Säuglinge und den Himmel uniformieren. Zum Schluß tanzen alle Ratsherren und Sekretäre um den Tisch, auf dem der Kaiser von Utopia wie ein Denkmal steht. Nur Molien hat die Courage gehabt, seine Aerzte und Apotheker ähnliche groteske Sprünge aufführen zu lassen.

Phantastisch auch in der Symbolik. Im „Regierungswechsel“ erscheint Napoleon I. auf der Trittleiter, wie er das neunzehnte Jahrhundert regiert und vom Maler Zibolko, der auch mal regieren will, heruntergelockt wird.

Und die Fülle der aristophanischen Einfälle: oh, du fanatischer Bürgermeister Theodor, der du die Einwohner der fliegenden Stadt mit Ungeheuern anderer Sterne vermählst, damit sie die Großartigkeit des Weltalls begreifen. Köstlich! Köstlich! — Oder die Idee der „Lustigen Räuber“, die Könige gegen die Schäden der Revolution zu versichern! Wie? Nicht aristophanisch?

Scheerbart liebt die Pantomime und hat in dem wortlosen Drama „Die Geheimnisse“ sein Meisterwerk geliefert. Wer wissen will, wie verrückt ich bin, muß dies Stück selbst lesen. Eine Dame, die mit bunten Steinen spielt . . . Sonst nichts! Nein, wirklich! Sonst nichts! Aber wer könnte sie spielen? Wer? Keine!

Gott schütze Scheerbart vor der allgemeinen Anerkennung. Und doch wird er vielleicht ein Bahnbrecher werden auf dem Gebiete des Szenarischen. Dessen Wesen ist ihm klar geworden wie keinem Dramatiker vor ihm. Alles, was zünftige Aestheten, Tagesschriftsteller, anerkannte Bahnbrecher in den letzten Jahren gegen Bühnenausstattung geschrieben und als Reformen vorgeschlagen haben, steht längst in Scheerbarts revolutionärer Theater-Bibliothek. Die Flächen der Wände, ihre Farbe, ihre Ornamentik, die Möbel gehören bei Scheerbart so zum Wort und Inhalt, daß man sie leicht für billige Symbolik halten könnte. Der Vorhang geht auf, und man

weiß Bescheid. Vielleicht drei Stühle, hier treten drei Personen auf. Oder Girlanden an den Wänden, hier wird ein Fest gefeiert. Oder Stühle liegen auf dem Boden, hier hat es einen Skandal gegeben. Und darum eben keine Symbolik, sondern simpelster Ausdruck der Wirklichkeit selbst: der Stuhl liegt am Boden, weil er umgeworfen worden ist. Keine Symbolik. Realität im Phantastischen. Also doch ein Dichter, kein Spaßmacher, ein Dichter, und einer, der vor Wut zittert, die Fäuste ballt, wenn Shakespeares Name genannt wird, und stöhnt: „Wie ich ihn hasse! Oh! Wie ich ihn hasse!"

Rudolf Blümner

Stilisten

1

(Zur Aesthetik des Pathos)

Jeannot Emil von Grotthuß, der den Lesern des „Türmers" auseinandersetzen will, daß seine Zeitschrift „aus dem Bedürfnis heraus" immer dicker geworden sei, drückt sich, in seiner Muttersprache, also aus: „Nur mit zögerndem Bedacht ward diesem Drängen (nach Erweiterung des Türmergehäuses) stattgegeben, bei jedem Bogen mehr, der Einlaß heischend an die Türmerpforte pochte, reiflich erwogen, ob nicht auch ohne ihn ... das gleiche erreicht werden könnte. Wurde der Anklopfende dann doch eingelassen, — nun, so mußte es sein ..." Vom Türmer heißt es: „Versagt er kühl dem Götzen des Tages hochmütig geheischte Huldigung, reißt er üppig wucherndem Geschäftspatriotismus und Pharisäertum die gleißende Larve vom Gesicht, so senkt er in Ehrfurcht den Degen vor allem Hohen und Heiligen in Geschichte und Gegenwart, in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft." Es gibt ein Pathos, das vor tiefes Schweigen gesetzt ist. Seine Wirkung ist Starrheit und Stille. Das liberale Pathos provoziert Beifallsgeheul und Klatschen, jeder Satz stürzt sich in einen Tusch. Die Musik dieser Satzgebilde ist das Echo des Lärms, den in kleinen Städten, nach zehn Uhr abends, dämonische Militärkapellen vollführen.

2

(Der letzte der Romantiker)

Holzbock, „der da" in den Lokalanzeiger schreibt, hat Richard Strauß in Garmisch besucht: „in seinem ländlichen Tuskulum, das sich in seiner stilvollen Abgeschlossenheit als das Heim eines ernsten Künstlers präsentiert". Nämlich, so: „Eher öffnet sich die Pforte eines streng bewachten Schlosses, als die der Straußschen Villa. Vollständig eingezäunt liegt der Besitz, den eiserne Tore schließen. Am Mittelportal ist außen ein Sprachrohr angebracht, durch das der Gast seinen Namen und seine Wünsche hineinzusprechen hat. Es dauert geraume Zeit, dann ertönt von innen die Antwort, die da kündet, ob die Herrschaften zu Hause sind oder nicht. Meistens sind sie natürlich „ausgegangen". Aber hin und wieder öffnet sich doch die Pforte, und dann schreitet man ..." Er schreitet ins Arbeitszimmer des Künstlers, das „natürlich in erster und letzter Linie interessiert", und blickt zur Majestät der Alpenwelt empor — zu ihr, die sich „feierlich vor der Schaffensstätte des Künstlers ausbreitet, der so das Gigantische vor sich sieht, das die gewaltigste und herrlichste Macht auf Erden, die Natur erstehen ließ." Darauf läßt Alfred Holzbock Richard Strauß sprechen, als wäre Richard Strauß Alfred Holzbock. „Textlich lehnt sich die Partitur fast wörtlich an Hofmannsthals „Elektra" an, ja, geht sie gewissermaßen noch über das Drama hinaus, denn der Poet hat auf meinen Wunsch noch einige Verse hinzugefügt ... Die Gestalt der Elektra ist musikalisch eine ganz andere geworden, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte ... Allmählich drang in mir die Erkenntnis durch, daß die Elektra den großen dramatischen Zug haben muß. Ich denke sie mir als die Personifikation der Rache, und als Rachegöttin habe ich sie musikalisch charakterisiert. Sie wurde, wie man zu sagen pflegt, eine Rolle für die hochdramatische Sängerin." Zwar will Strauß fast ein Jahr lang dem Theater fernbleiben, „aber der künstlerische Wandertrieb beseelt ihn doch zu stark, als daß er nicht hin und wieder das Bedürfnis fühlte, mit dem Taktstock in die weite Welt hinauszuwandern". Strauß erklärt zum Schluß, daß der heuchle, „der da sagt, daß ein Titel nur etwas Aeußerliches und im Grunde genommen Wertloses sei". Der „Generalmusikdirektor" hat ihn beglückt! Er schätzt sich glücklich, daß es ihm vergönnt war, einen Festmarsch, den Brandenburger Parademarsch, ferner zwei Kavalleriemärsche zu komponieren, und eben hat er wieder zwei Märsche vollendet, deren Widmung der Kaiser angenommen hat ... Der Artikel schließt wie ein Choral. „Das war es, was Richard Strauß mir in Garmisch erzählte." — Ich frage: Wirkt schon die bloße Nähe Holzbocks so degradierend, oder ist das Gehirn dieses romantischen Horchers ein Apparat, der die Welt der Erscheinungen in konkurrenzlos billigstes Zeitungspapier verwandelt? Selbst

der Wetterstein und die Zugspitze werden vor ihm zu einer durch „Impressionismus“ verschärften Schmockerei.

3

(Ein Spaziergänger hört im Hof einer Nervenheilanstalt das Lied brüllen: „O alte Burschenherrlichkeit . . .“)

„Der Kampf ums Theater.“ Untertitel: Dunkle Elemente. Von Erich Schlaikjer. Feuilleton der Welt am Montag. Patient leidet an der fixen Idee, daß Berlin von einer Verschwörerbande besetzt sei, die darauf ausginge, alles Deutschtum auszuroden. Dazu bedienen sich die Halunken vornehmlich zweier Mittel. Um das deutsche Bewußtsein zu vernichten (siehe „Pastors Rieke“ von Erich Schlaikjer), treiben sie Ausländerei (was ungefähr klingt wie: Sodomie treiben). Die Ausländerei bringt uns in den Ruf von Hunden. Hat uns schon dahin gebracht. Lieben sie das Ausland? Nein, sie hassen das Inland wie das Ausland. Die ausländische Firma soll den Berlinern nur den eingeborenen Hang zum deutschen Wesen abgewöhnen. Um den gesunden Berliner Geschmack zu vernichten, verwenden sie — zweitens — im wesentlichen das Gift einer dekadenten Erotik. Ihre betriebsame Reklame für Wedekind ist nur die Kehrseite des Hasses gegen alles, was gesund ist und Segen stiften könnte. (Siehe Erich Schlaikjers „Außerhalb der Gesellschaft“.) Shaw ist ein so affektierter Schwätzer, daß sein Erfolg nur damit zu erklären ist, daß er augenscheinlich mit dem Klüngel vervettert ist . . . Es ist eine Schande, die so lange an uns fressen mag, bis die deutsche Hand den Weg zum Griff des Schwerts gefunden hat. Dann wird diese Rechnung mit allen andern beglichen werden und sie wird beglichen werden, Gott sei Dank! Was kann denn dem geschehen, der zu diesem Kreuzzug aufruft? (Die Gedärme des Schreibers gröhlen, die Lippen erwürgen's: Kischinew! Kischinew!) Nun, man könnte schlimmsten Falles kaput gehn; das wäre alles. Vorher aber wird gefochten, und so möge jeder seine Gurgel hüten; es kann sehr leicht zu scharfen Stichen kommen. (Tusch.) — Das alles hat der Chronist wörtlich zitiert und nur seine Seufzer in Klammern gesperrt. Er überläßt die fernere Behandlung des traurigen Falles gewissenhaften Aerzten. Er bleibt tieferschüttert von dem „kaput gehn, das wäre alles“. Er möchte nicht, daß diese Eventualität einträte und man vielleicht merkte: es war wenig.

Der Chronist

Neuerschienene Bücher u. Tonwerke

Es werden nur Werke aufgeführt, die eine Beachtung verdienen. Ausführliche Besprechung vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt

Rathenau, Walter: Reflexionen / Verlag S. Hirzel, Leipzig

Loti, Pierre: Die Entzauberten / Verlag Dr. Wedekind & Co., Berlin

Andrejew, Leonid: Die sieben Gehenkten / Verlag J. Ladyschnikow, Berlin

Lublinski, Samuel: Der Ausgang der Moderne Ein Buch der Opposition / Verlag Karl Reißner, Leipzig

Jensen, Johannes V.: Die neue Welt Essays Verlag S. Fischer, Berlin

Shaw, Bernard: Essays / Verlag S. Fischer, Berlin

Münzer, Kurt: Abenteuer der Seele / Novellen Vita, Deutsches Verlagshaus

Verantwortlich für die Redaktion: Eberhard Frowein, Charlottenburg, Lützowerstr. 6.